This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Napoleon im häuslichen Kreise und sein Hof,

nebst

Anekdoten aus seiner letzten Regierungszeit.

Nach den Erinnerungen

der Witwe des Generals Durand,

ehemahligen Hofdame der Kaiserin Marie Luise.

Sophie Durand

Aus dem Französischen.

Dresden:

bei P. G. Hilscher.

1 8 2

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

DC216
.2
D82

Vorwort.

Das Original, welches in nachstehenden Bogen übersetzt ist, erschien 1820 in der 2ten Auflage zu Paris unter dem Titel: Mes Souvenirs sur Napoléon, sa famille et sa cour; par Mme Veuve du Général Durand, attachée pendant quatre ans à l'Impératrice Marie Louise, in 2 Theilen. Sie schrieb, wie sie uns erzählt, nach der Abreise ihrer Gebieterin die Anekdoten nieder, wovon sie Zeugin gewesen war, oder die ihr von glaubwürdigen

536015

Personen waren mitgetheilt worden. „Ich schilderte, setzt sie hinzu, die Gebieter, welchen ich angehört habe, mit den Gefühlen von Dankbarkeit und Ehrerbietung, die ich ihnen schuldig bin; und war weit entfernt, Denjenigen zu beleidigen, dessen Unglück so groß geworden ist; eine Niederträchtigkeit, deren ich unfähig bin. Einige andere Bildnisse habe ich nur mit flüchtigen Zügen gezeichnet, aber alle der Wahrheit treu, doch ohne Bemerkungen, und vor allen Dingen ohne Beleidigungen."

Ein Freund der Verfasserin in London schrieb ihr im vorigen Jahre, er habe Stoff zu einer Schrift über Napoleon und dessen Familie gesammelt, und bat sie, ihm ihre Beiträge dazu mitzutheilen. Sie ließ sich endlich dazu bewegen, da der Freund ihr versprach, sie nicht

zu verrathen. Bald darauf erfuhr sie, es sey in London eine Schrift erschienen, worin man mehrere Personen von Napoleons Hofe arg mitgenommen habe. Sie verschaffte sich ein Exemplar des in Frankreich verbotenen Buches, und fand die von ihr mitgetheilten Anekdoten und Charakterzüge benutzt, aber gänzlich verstümmelt, oder entstellt durch eben so unpassende als unschickliche Bemerkungen. Der Herausgeber hatte ihren Schilderungen ersonnene Geschichtchen hinzugefügt, welche die Verfasserin um so mehr für Lügen erklären zu müssen glaubte, da er sie in seiner Vorrede nur zu deutlich als Verfasserin bezeichnet hatte. Dieß veranlaßte sie, ihre Erinnerungen in der Gestalt bekannt zu machen, wie sie dieselben für die Ihrigen geschrieben hatte, und sich zu nennen.

Nachstehende Blätter geben das Ganze, nur mit Auslassung weniger unwesentlichen Stellen, die bloß Widerlegungen einiger erfundenen Anekdoten enthalten. Auf den letzten Seiten des zweiten Theiles der Urschrift gibt die Verfasserin einige Nachricht über die von Napoleon im Jahre 1807 gestifteten Erziehungsanstalten für Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion zu Ecouen und St. Denis, welche mit dem Hauptgegenstande ihrer Schrift zwar nur in einer entfernten Verbindung stehet, aber doch manches minder Bekannte mittheilet, das hier auszugsweise einer Stelle werth ist.

Die Ehrenlegion war schon an sich unter allen von Napoleon gegründeten Anstalten diejenige, welche ihm Krieger und Bürger am meisten verband, und ward es noch mehr, als er

für die Töchter der Mitglieder zwei Erziehungshäuser ſtiftete, wo ſie anfangs unentgeldlich aufgenommen wurden. Das Schloß Ecouen, auf einer Anhöhe 5 Stunden von Paris, wurde von dem Connetable von Montmorency gebaut, der damahls mit dem Hofe zerfallen war, und um Paris nicht zu ſehen, Bäume pflanzen ließ, die mit der Zeit ein dichtes Gehölz auf der Mittagsſeite bildeten. Es gehörte ſpäterhin dem Prinzen von Conde, dem es auch nach der Wiederherſtellung der Bourbone zurück gegeben ward.

Napoleon ernannte die Königin Hortenſia zur Beſchützerin der beiden Anſtalten, die unter der unmittelbaren Aufſicht des Groß-Kanzlers der Ehrenlegion ſtanden. Die berühmte, treffliche Erzieherin, Frau Campan, verließ ihre ei-

gene Anstalt in St. Germain, um zuerst das Erziehungshaus in Ecouen einzurichten. Ihre Gehülfinnen bestanden aus zwei Klassen. Unter die Frauen von der ersten Klasse war die Aufsicht über den Unterricht und über die ökonomischen Verhältnisse vertheilt. Die zweite Klasse bestand aus jungen Frauen, welche als Lehrerinnen angestellt waren. Napoleon entwarf selbst den Erziehungsplan für Ecouen. Es sollte bei der Bildung der Zöglinge darauf gesehen werden, daß sie einst in der Welt als achtungswerthe, unterrichtete und einnehmende Frauen erschienen; sie sollten im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der biblischen und allgemeinen Geschichte, in der Geographie und der französischen Sprache unterrichtet werden, so wie im Zeichnen, in der Musik, und englischen und italienischen Sprache, und endlich alle weibliche Arbeiten so

genau lernen, daß sie sich alle ihre Bedürfnisse von Strümpfen und Hemden, bis zu ihren Putzkleidern, selbst verfertigten.

Die Anstalt erhielt nach und nach 250 Zöglinge. Sie zerfielen in 6 Abtheilungen, wovon jede aus zwei Unterabtheilungen bestand. Jede Klasse von 20 bis 25 Zöglingen hatte zwei Aufseherinnen. Die Zöglinge standen im Winter um 7, im Sommer um 6 Uhr auf. Man ließ ihnen eine Stunde Zeit, sich anzukleiden und ihre Betten zu machen; nur den Kleinsten nahmen die Hofmeisterinnen diese letztere Arbeit ab. Alsdann führte die Aufseherin sie in das Lehrzimmer, wo gebetet wurde. Darauf gingen sie in die Messe, dann zum Frühstücke, und nach einer kurzen Erholung um 10 Uhr in die Lehrstunden. Um 12 Uhr erhielten sie ein

wenig Brod, und ſetzten dann ihre Arbeiten bis 3 Uhr fort. Alsdann Mittagseſſen und Erholung. Von 5 Uhr wurde bis 8 Uhr gearbeitet, worauf man zu Abend aß, betete und ſchlafen ging. Um 9 Uhr mußte alles zur Ruhe ſeyn. Nie waren die Zöglinge, weder bei Tage noch bei Nacht, allein. Die Aufſeherinnen ſchliefen mit ihnen in den Schlafſälen, wo überdieß andere Aufſeherinnen des Nachts die Runde machten. Für die Reinlichkeit ward aufs Höchſte geſorgt, und die Zöglinge wurden im Allgemeinen mit einer Sorgfalt behandelt, wie man ſie nur in einer ſehr wohlhabenden Familie hätte finden können. Die Nahrung beſtand Morgens aus Früchten oder Milch. Mittags Suppe, Rindfleiſch, ein Zwiſchengericht oder Braten, Gemüſe, oder Salat. Abends Milchſuppe, gekochtes Obſt oder Gemüſe. Alle Nahrungsmit-

tel waren vorzüglich. Die Uniform der Zöglinge bestand anfangs aus weißer Serſche, ſpäter wählte man die braune Farbe. Sie trugen ſchwarze Schürzen, im Sommer eine Kopfbedeckung von Perkal, im Winter von ſchwarzem Sammet.

Die Aufſeherinnen des erſten Ranges waren theils Witwen, theils Unverheirathete; Verheirathete, die nicht mit ihren Männern lebten, konnten nicht aufgenommen werden. Die Mehrzahl dieſer Frauen machten der Wahl des Großkanzlers, der ſie ernannte, Ehre. Auch dieſe Aufſeherinnen und die Lehrerinnen hatten eine Uniform; blau-ſeidne Kleider. Sechs Geiſtliche beſorgten den Religionsunterricht. Sonntags ſangen die Zöglinge ſehr angenehm in der Meſſe und der Vesper. Die Aufſeherin-

nen hatten jede 1200 Franken Gehalt, mit Ausnahme der Schatzmeisterin, der Oberaufseherin und einiger Wirthschaftsvorsteherinnen, denen Napoleon einige Monate nach der Stiftung einen höhern Rang gab, und 2000 Franken bewilligte; die Lehrerinnen hatten 600, und die arbeitenden Gehilfinnen 300 Franken. Die Königin Hortensia und die Königin Karoline hatten eine Stiftung zu freier Speisung von 20 Armen zu Ecouen gemacht. Auf Napoleons Befehl mußten die erwachsenen Zöglinge diese Armensuppe selbst bereiten, wozu ihnen alles Nöthige übergeben wurde, und sie nachher auch unter die anwesenden Armen vertheilen.

Die erwachsenen Zöglinge mußten für die kleinen sorgen, die alle mütterliche Pflege von ihnen erhielten und ihre Töchter genannt wur-

den. Eine Tochter war eine Belohnung für die Sanftesten und Verständigsten, und man nahm die kleinen Pfleglinge denjenigen, welche die Mutterpflichten vernachläßigten.

Als Napoleon zum ersten Mal nach Ecouen kam, wurden ihm 6 erwachsene Zöglinge vorgestellt, und er bewilligte jeder 400 Franken Pension. Die Verfasserin widerlegt bei der Gelegenheit die Sage, Frau Campan habe die Hübschesten dazu auserlesen, und versichert, es seyen sogar Häßliche darunter gewesen und mehr leidliche als Hübsche, und Jede habe die Belohnung durch ihre Aufführung verdient. Sie tadelt, als einen Mangel der Anstalt, die Freiheit, welche den Aufseherinnen, wie den Zöglingen gestattete, so oft sie wollten, nach Paris zu reisen.

Zwei Jahre nach der Stiftung wurden Mehrere der Aufseherinnen und Lehrerinnen von Ecouen gewählt, um eine neue Erziehungsanstalt in St. Denis zu gründen.

Beide Anstalten hatten in ihrer Einrichtung den Fehler, daß Napoleon, weil er auch hier den Erfolg seiner Schöpfung sogleich sehen wollte, Zöglinge von 5 bis 18 Jahren aufnahm, während in der von Ludwig XIV. zu St. Cyr gestifteten ähnlichen Anstalt nur Kinder von 10 bis 12 Jahren Zutritt erhielten, zu einer Zeit, wo die Kindheit länger dauerte, als heutzutage. Die Folge davon war, daß Einige der Erwachsenen, die schon ein Paar Jahre in der großen Welt gelebt hatten, in Ecouen eine peinliche Langeweile fühlten, und Bälle und Schauspiele nicht vergessen konnten, wovon sie immer mit

ihren Gespielinnen sprachen. Nach 6 Monaten oder einem Jahre verließen diese Erwachsenen die Anstalt wieder und nannten sich Zöglinge von Ecouen. Nach der Wiederherstellung der Bourbone wurden sämmtliche Zöglinge aus Ecouen nach St. Denis versetzt, wo Platz für 500 ist. Die Herzogin von Angouleme wurde Oberaufseherin dieser Anstalt und machte mehrere wohlthätige Verbesserungen. Die Aufseherinnen und Zöglinge dürfen nun nicht anders, als aus wichtigen Gründen, sich aus der Anstalt entfernen. Die blaue Tracht der Aufseherinnen und Lehrerinnen wurde mit der ernstern schwarzen vertauscht. Man nimmt keine Zöglinge an, die über zwölf Jahre alt sind.

Außer diesen beiden Anstalten wurden noch andere für Töchter von Mitgliedern der Ehren-

legion gegründet, wo unterrichtete Nonnen zu Lehrerinnen bestellt wurden. Sie waren für die Töchter solcher Aeltern bestimmt, die das für jene beiden Anstalten erforderliche Eintrittsgeld, 400 Franken, nicht bezahlen konnten. Die Zöglinge werden hier eben so sorgfältig gebildet, nur herrscht etwas strengere Zucht. Jezt werden in alle diese, für die Ehrenlegionritter gestifteten, Anstalten auch die Kinder der Ludwigsritter aufgenommen.

UNIV. OF CALIFORNIA

Das Jahr 1809 ging zu Ende. Napoleon hatte neue Lorbern gepflückt, nichts fehlte seinem Ruhme, aber ein Erbe seinem Ehrgeize. Er konnte von seiner Verbindung mit Josephinen dieses Glück nicht mehr hoffen, und der Tod hatte den ältesten Sohn seines Bruders hinweg genommen. Man hielt dieses Kind allgemein für den Nachfolger seines Oheims, ja man sagte sogar, er sey dessen Sohn, und der Kaiser habe Hortensia Beauharnois seinem Bruder Ludwig nur in der Absicht gegeben, die Frucht seiner Verbindung mit ihr zu verbergen. Zur Unterstützung dieser Vermuthung — denn mehr konnte es nicht seyn — sagte man, Ludwig habe seine Frau nie leiden können, und so dient die Wahrheit zuweilen, eine Lüge fortzupflanzen. Es ist gewiß, daß Napoleon nie in vertrauter Verbindung mit Hortensia Beauharnois stand, die er, wie den jungen Eugen, nur als die Kinder seiner Gemahlin liebte. Bei den Heira-

BIBLIOTECA

then, die er sowohl in seiner Familie, als unter Personen seines Hofes stiftete, zog er nie die Neigung zu Rathe, und nahm nur auf Convenienz Rücksicht. Sein Wille war ein unbedingter Befehl. Er zeigte dieß bei seinem Bruder Hieronymus, der ohne des Kaisers Zustimmung sich in Amerika mit Fräulein Patterson verheirathet hatte, und dennoch gezwungen wurde Gattin und Kind zu verlassen, um die Prinzessin von Würtemberg zu heirathen. Man sagt, er habe nach seiner Vermählung lange Zeit gar nicht mit ihr gelebt, aber die Güte und Zuneigung der Prinzessin zogen ihn endlich an. So viel ist gewiß, daß die Königin von Westphalen erst in dem Augenblicke, als sie den Thron verließ, schwanger wurde, und daß sie sich sehr edel gegen ihren Gemahl betragen hat, dem sie auch nach seinem Sturze treu anhing. Ludwig mußte sich gleichfalls dem unbedingten Willen seines Bruders unterwerfen und Hortensia Beauharnois heirathen, so sehr er Fräulein Tascher liebte,*) die später mit dem Fürsten von

*) Sie war gleichfalls eine Verwandte der Kaiserin Josephine. Mehr über Ludwigs häusliche Verhältnisse in s. Denkwürdigkeiten, wovon eine deutsche Uebersetzung 1820 in Dresden bei Hilscher erschienen ist.

Aremberg vermählt wurde. Daher stammte Ludwigs Abneigung gegen eine Frau, die sehr liebenswürdig war, und vergebens sich bemühte, ihn an sich zu ziehen. Nie verzieh Ludwig seinem Bruder den Zwang, den derselbe seiner Neigung angethan hatte. Seit jener Zeit herrschte Erbitterung zwischen ihnen, und als der Kaiser nach dem Tode seines ältesten Neffen den zweiten Sohn Ludwigs an Kindesstatt annehmen wollte, schlug dieser es ab.

Napoleon aber, nach dem Ruhme eines Begründers des vierten Herrscherstammes strebend, wollte einen Erben haben, und zwar einen Erben, den er früh nach seinen Grundsätzen erziehen könnte. Von jener Zeit an ließ er den Gedanken an die Trennung seiner Ehe hinwerfen und ein solches Gerücht sich ausbreiten, ohne daß er demselben widersprach, und er sah, daß er diesen Schritt, so bald es ihm gut dünkte, wagen könne, ohne gegen die Gefühle des Volkes zu sehr anzustoßen. Josephine wehrte sich eine Zeitlang. Sie war allgemein geliebt, sie hatte so viel Einfluß auf Napoleon, als irgend Jemand erhalten konnte, sie war überdieß sehr angenehm und liebenswürdig, wußte alle Hülfsmittel zum Gefallen so glücklich

zu benutzen, daß sie oft Stürme zu beschwichtigen verstand und allein die Kunst zu besitzen schien, ein von Natur herrisches und heftiges Gemüth zu beruhigen.

Als Napoleon die Kaiserwürde annehmen wollte, fand er großen Widerstand in seiner eigenen Familie. Seine Mutter, der Kardinal Fesch und sein Bruder Lucian boten vergebens alles auf, ihn von dem Gedanken abzubringen. Nach diesen Verhandlungen gingen die beiden ersten auf einige Zeit nach Rom, und Lucian trennte sich gleichfalls von ihm nach einem heftigen Wortwechsel, worin er ihm einen Theil der später eingetroffenen Unfälle vorhersagte, und ihm betheuerte, er werde nie unter dem Despotismus Napoleons leben. Er verließ Frankreich einige Tage nachher mit seiner ganzen Familie, und kehrte erst zur Zeit der hundert Tage zurück. Murat wurde erst dann zum Könige von Neapel ernannt, als Lucian die Krone ausgeschlagen hatte, mit der Erklärung, wenn er den Königstitel annähme, wollte er allein Herr in seinem Reiche seyn und es nicht wie ein Präfekt, sondern als unabhängiger Fürst beherrschen. Zur Zeit der Vermählung Napoleons mit Marie Luise hatte Lucian sieben Kinder, wovon zwei aus seiner

ersten Ehe, und zwei aus seiner Verbindung mit einer Kaufmannswittwe stammten, die Napoleon nie anerkennen wollte. Murat's Gemahlin erlangte zu jener Zeit durch vieles Bitten, daß Luciens älteste Tochter, Charlotte, nach Frankreich gerufen wurde. Sie wohnte bei der Mutter des Kaisers, und dieser faßte später den Gedanken, sie dem Prinzen von Asturien zu geben. Sie schrieb aber zum Unglücke einen Brief an ihren Vater, worin Napoleon nicht geschont wurde; man fing ihn auf und brachte ihn dem Kaiser, der in der ersten Aufwallung des Zornes seine Nichte ihrem Vater zurückschickte.*)

Ich erwähne dieser Geschichte, weil sie sich kurz nach des Kaisers zweiter Vermählung zutrug, und ehe ich weiter gehe, mögen noch einige Umstände berührt werden, die mit der Annahme der Kaiserwürde verbunden waren. Napoleon bekümmerte sich wenig um den Widerstand

*) Sie ist jetzt mit dem römischen Prinzen Prossedi vermählt. Als man sie nach ihrer Rückkehr von Paris fragte, ob sie sich nicht gefürchtet habe, einen so heftigen Mann, als ihren Oheim, zu reizen, soll sie geantwortet haben: O nicht doch, jemanden, den man nicht achtet, fürchtet man wenig. D. Ueb.

seiner Angehörigen, aber er fand ernstlichere Gegner seines Entwurfes unter den Parteien der Jakobiner und der Republikaner. Der Nahme Kaiser oder König war beiden verhaßt; sie hingen noch an dem Trugbilde der Gleichheit, der sie Altäre errichtet hatten. Sie wagten es jedoch nicht, offen zu erklären, daß sie Napoleon als Oberherrn anzuerkennen sich weigerten und überhäuften ihn, so sehr sie ihn haßten, mit Schmeicheleien. Sie schoben die Meinung vor, als ob Napoleon den Thron nur in der Absicht besteigen wolle, die Herstellung der Bourbone zu bewirken, und geneigt sey, in Frankreich die Rolle zu spielen, die Monk im siebzehnten Jahrhunderte in England spielte. Dieser Vorwand war der Beweggrund ihres hartnäckigen Widerstandes. Cambaceres und Fouche, die den besondern Auftrag hatten, den Weg zur Thronbesteigung des ersten Consuls zu bahnen, eröffneten ihm die Besorgnisse und das Mißtrauen, wozu sein Entwurf Anlaß gegeben hatte. Napoleon, der die Leute, welche solche Besorgnisse vorschützten, von Grund aus kannte, ließ sich wahrscheinlich durch ihren vorgeblichen Argwohn nicht hintergehen; aber er wollte um jeden Preis herrschen, und mußte ihnen daher jeden Vorwand des

Widerstandes nehmen, was ihn zu dem Entschlusse verleitete, ihnen ein Unterpfand des unversöhnlichen Hasses zwischen den Bourbonen und ihm zu geben. Der unglückliche Herzog von Enghien wurde das Opfer dieser Politik. Herr von C. erhielt den Befehl, ihn in Ettenheim bei Strasburg zu verhaften, wo der Herzog sich aufhielt. Vergebens thaten die Kaiserin Josephine und ihre Tochter Hortensia ihm die lebhaftesten Vorstellungen, um dem Prinzen das Leben zu retten, und Hortensia sagte ihm unter andern, der Tod des Prinzen werde den Herrn von C. entehren, welcher, obgleich er der Jugendgespiele des Herzogs gewesen war und dem Hause Conde alles verdankte, den Prinzen im Auslande hätte verhaften müssen. Warum hat man mir das nicht gesagt, antwortete Bonaparte, ich würde dann einem Andern den Auftrag gegeben haben.

Das Schicksal hatte den Fall der Kaiserin Josephine ausgesprochen und ein merkwürdiges Verhängniß entschied ihn. Als der Kaiser von Wien zurück kam, wollte er sie in Fontainebleau treffen. Sie war an solche Verabredungen gewohnt, die sie als Befehl achtete, und hatte sich bei frühern Gelegenheiten immer zuerst an dem bestimmten

Orte der Zusammenkunft eingefunden. Dießmal aber kam ihr Napoleon um sechs Stunden zuvor. Unmuthig, daß er so lange auf sie hatte warten müssen, machte er ihr Vorwürfe, wobei er keineswegs schonende Worte gebrauchte. Josephine ließ sich in ihrer gereizten Empfindlichkeit einige etwas harte Aeußerungen entschlüpfen, und man sagte sich Dinge, die sich nicht wieder gut machen und nicht vergessen lassen. Das Wort Scheidung ward ausgesprochen. Seit diesem Augenblicke dachte Napoleon ernstlich daran. Einige Monate später fand die Trennung statt, und war vielleicht die Ursache seines Sturzes, da seine zweite Vermählung seinen Ehrgeiz bis zum Uebermaß steigerte.

Als die Scheidung ausgesprochen war, richteten sich alle Blicke auf Frankreich, und es wurden tausend Vermuthungen gemacht, welche Fürstin auf den französischen Thron erhoben werden sollte. Savary, Herzog von Novigo, wurde nach Petersburg geschickt, um die Hand einer Schwester des Kaisers Alexander zu verlangen. Die Unterhandlung schien einem glücklichen Erfolge nahe zu seyn, als auf die förmliche Erklärung der verwittweten Kaiserin, daß sie nie ihre Einwilligung zu einer solchen Verbindung geben werde, alles scheiterte.

Man fragte sich noch, welche der europäischen Fürstentöchter die Krone Frankreichs tragen werde, als man erfuhr, Napoleon habe Diejenige erhalten, an welche Niemand dachte, eine österreichische Prinzessin, eine Großnichte der Königin Maria Antonette.*)

Berthier, Fürst von Neufchatel, schloß die Unterhandlung ab, und als die Vermählung in Wien durch Prokuration vollzogen war, sah man den Weg von Strasburg mit Wagen bedeckt, welche den Hofstaat der neuen Kaiserin nach Braunau brachten, wo sie ihr Gefolge verabschieden sollte.

Marie Luise war zu jener Zeit in ihrem neunzehnten Jahre. Sie hatte einen hohen Wuchs, einen edlen Gang, eine frische blühende Farbe, blonde Haare, die ihrem Gesichte jedoch nichts weniger als einen unbedeutenden Ausdruck gaben, ein blaues, seelenvolles Auge, eine Hand und einen Fuß, die als Muster gelten konnten, und wenn sie ein wenig zu wohlbeleibt war, so verlor sich dieser Mangel doch in der Folge. Nichts war reizender und liebenswürdiger, als ihr Aeußeres, wenn sie in vertraulichen Augenblicken, oder unter

*) Man vergleiche Ludwig Bonaparte's Denkwürdigkeiten.

Personen, mit welchen sie in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ganz ungezwungen war; aber bei öffentlichen Gelegenheiten, besonders in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Frankreich, gab ihre Schüchternheit ihr einen Ausdruck von Befangenheit, den Viele mit Unrecht für Stolz hielten. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten; war einfach in ihrem Wesen, besaß einen gebildeten Geist, und wußte sich im Französischen fast so leicht als in ihrer Muttersprache auszudrücken. Ruhig, bedachtsam, gut und gefühlvoll, obgleich wenig gestimmt, ihre Gefühle lebhaft auszudrücken, besaß sie alle Gaben zum Gefallen, liebte Beschäftigung und wußte nicht, was Langweile war. Napoleon hätte keine passendere Gemahlin finden können. Sanft und friedlich, unbekannt mit Ränken aller Art, mischte sie sich nie in öffentliche Angelegenheiten, und wurde sehr oft erst durch die Zeitungen davon unterrichtet. Das Schicksal fügte es, um Napoleons Glück zu erhöhen, daß die junge Fürstin, die in ihm nur den Verfolger ihres Hauses, den Mann hätte sehen können, der ihre Angehörigen zweimal genöthigt hatte, aus Wien zu fliehen, sich dadurch geschmeichelt fühlte, Denjenigen zu fesseln, den der Ruhm

den Helden von Europa nannte, und daß sie bald die zärtlichste Neigung gegen ihn empfand.

Unter denjenigen, welche sie in Braunau erwarteten, waren mehrere Personen, welche die Königin Marie Antonette gekannt hatten, und Alle fühlten, wie schmerzlich es für Marie Luise seyn müsse, den Thron zu besteigen, wo das Blut ihrer Großtante geflossen war.

Man fand die Prinzessin, als sie ankam, nicht traurig; sie war freundlich gegen jedermann, und verstand es, fast Alle einzunehmen. Nicht ohne Rührung trennte sie sich von dem Gefolge, das sie aus Wien mitgebracht hatte; aber ihre Standhaftigkeit verließ sie nicht. In dem Augenblicke, als sie in den Wagen stieg, der sie nach München bringen sollte, erhob ihr Oberhofmeister, ein Greis von fünf und sechzig Jahren, seine gefalteten Hände und schien des Himmels Segen auf die Prinzessin herab zu flehen, die er mit väterlicher Rührung segnete. Man las in seinen Blicken hohe Gedanken und traurige Erinnerungen, und seine Thränen bewegten Alle, die Zeugen dieses rührenden Auftrittes waren. Von dem österreichischen Gefolge der Kaiserin blieb nur ihre Oberhofmeisterin, Frau von Lazenski zurück, der man erlaubt

Personen, mit welchen sie in freundschaftlichen Verhältnissen stand, ganz ungezwungen war; aber bei öffentlichen Gelegenheiten, besonders in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in Frankreich, gab ihre Schüchternheit ihr einen Ausdruck von Befangenheit, den Viele mit Unrecht für Stolz hielten. Sie hatte eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten; war einfach in ihrem Wesen, besaß einen gebildeten Geist, und wußte sich im Französischen fast so leicht als in ihrer Muttersprache auszudrücken. Ruhig, bedachtsam, gut und gefühlvoll, obgleich wenig gestimmt, ihre Gefühle lebhaft auszudrücken, besaß sie alle Gaben zum Gefallen, liebte Beschäftigung und wußte nicht, was Langweile war. Napoleon hätte keine passendere Gemahlin finden können. Sanft und friedlich, unbekannt mit Ränken aller Art, mischte sie sich nie in öffentliche Angelegenheiten, und wurde sehr oft erst durch die Zeitungen davon unterrichtet. Das Schicksal fügte es, um Napoleons Glück zu erhöhen, daß die junge Fürstin, die in ihm nur den Verfolger ihres Hauses, den Mann hätte sehen können, der ihre Angehörigen zweimal genöthigt hatte, aus Wien zu fliehen, sich dadurch geschmeichelt fühlte, Denjenigen zu fesseln, den der Ruhm

den Helden von Europa nannte, und daß sie bald die zärtlichste Neigung gegen ihn empfand.

Unter denjenigen, welche sie in Braunau erwarteten, waren mehrere Personen, welche die Königin Marie Antonette gekannt hatten, und Alle fühlten, wie schmerzlich es für Marie Luise seyn müsse, den Thron zu besteigen, wo das Blut ihrer Großtante geflossen war.

Man fand die Prinzessin, als sie ankam, nicht traurig; sie war freundlich gegen jedermann, und verstand es, fast Alle einzunehmen. Nicht ohne Rührung trennte sie sich von dem Gefolge, das sie aus Wien mitgebracht hatte; aber ihre Standhaftigkeit verließ sie nicht. In dem Augenblicke, als sie in den Wagen stieg, der sie nach München bringen sollte, erhob ihr Oberhofmeister, ein Greis von fünf und sechzig Jahren, seine gefalteten Hände und schien des Himmels Segen auf die Prinzessin herab zu flehen, die er mit väterlicher Rührung segnete. Man las in seinen Blicken hohe Gedanken und traurige Erinnerungen, und seine Thränen bewegten Alle, die Zeugen dieses rührenden Auftrittes waren. Von dem österreichischen Gefolge der Kaiserin blieb nur ihre Oberhofmeisterin, Frau von Lazenski zurück, der man erlaubt

hatte, sie nach Paris zu begleiten. Sie reisete ab mit den Personen, die ihren neuen Hofstaat bilden ten, die ihr aber gänzlich unbekannt waren. Die Prinzessin Karoline, Murat's Gemahlin, damalige Königin von Neapel, hatte von ihrem Bruder den Auftrag erhalten, den Hofstaat der Kaiserin einzurichten, an dessen Spitze sie stehen sollte. Die Herzogin von Montebello, eine schöne verständige Frau, Mutter von fünf Kindern, die ihren Gatten im letzten Feldzuge verloren hatte, war zur ersten Hofdame ernannt worden, eine geringe Entschädigung, die ihr der Kaiser für den Verlust ihres Mannes schuldig zu seyn glaubte. Die Gräfin Luçay, sanft, gut und von der feinsten geselligen Bildung, stand ihr als zweite Hofdame (dame d'atour) zur Seite. Die Palastdamen (dames du palais) näherten sich selten, und nur nach den strengen Vorschriften der Etiquette, der Kaiserin. Jede aber machte ihre Ansprüche für sich, und Allen war die Gegenwart der Oberhofmeisterin der jungen Kaiserin im Wege. Man beklagte sich bei der Königin Karoline und diese ward dadurch zu einer Handlung der Willkühr bestimmt, welche für Marie Luise sehr empfindlich war. Die Königin von Neapel strebte nach einem herrschenden Ein-

fluß auf Marie Luise, und bei einem geschickten Benehmen, wäre sie vielleicht auch dazu gelangt. Herr von Talleyrand sagte von ihr, sie trage einen Cromwells-Kopf auf schönen Weiberschultern. Mit einem kräftigen Gemüthe, ausgezeichnetem Verstande, großen Ansichten, einem gewandten Geiste, Anmuth und Liebenswürdigkeit begabt, und über allem Ausdruck verführerisch, hatte sie bloß den Fehler, ihre Herrschsucht nicht verbergen zu können, und sie kam nur deswegen nicht zu ihrem Ziele, weil sie es zu schnell erreichen wollte. Seit dem ersten Augenblicke, wo sie die österreichische Prinzessin sah, glaubte die Königin, den Charakter derselben errathen zu haben, und betrog sich doch durchaus in ihrer Vermuthung. Sie hielt die Schüchternheit der Prinzessin für Schwäche, ihre Verlegenheit für linkisches Wesen, sie glaubte nur gebieten zu können, und verschloß sich auf immer das Herz derjenigen, über welche sie herrschen wollte.

Die Hofdamen, welche auf Frau von Lazenki eifersüchtig waren, sagten der Königin von Neapel, es werde ihr nie gelingen, das Zutrauen und die Zuneigung ihrer Schwägerin zu gewinnen, so lange diese eine Frau an ihrer Seite habe, die

einen Einfluß besitze, den sie durch vieljährige Sorgfalt und Freundschaft erworben. Die Herzogin von Montebello klagte, sie werde fast gar nichts bei der Kaiserin zu thun haben, wenn diese eine Fremde bey sich behalte, die ihr alles gelte. Endlich ließ sich die Königin bewegen, Marie Luise zu bitten, ihre Oberhofmeisterin zurück zu senden, obgleich man ihr versprochen hatte, dieselbe ein Jahr lang bei ihr zu lassen. Die Prinzessin, die aufrichtig wünschte, die Zuneigung Aller zu gewinnen, mit welchen sie leben sollte, widersetzte sich nicht, und Frau von Lazenski reisete von München nach Wien. Sie nahm einen kleinen Hund der Kaiserin mit, dessen Verabschiedung man gleichfalls unter dem Vorwand erlangt hatte, der Kaiser habe sich oft beklagt, daß Josephinens Hunde unausstehlich wären. Die Prinzessin brachte muthig diese Opfer, aber alles Gehässige dieser Beschränkungen fiel auf die Königin von Neapel.

Die Kaiserin machte kleine Tagereisen. In jeder Stadt gab man ihr Feste. In München erhielt sie einen Brief von Napoleon, und es war die Einrichtung getroffen, daß sie unterwegs jeden Morgen beim Aufstehen durch einen von Paris angekommenen Pagen ein Schreiben vom Kaiser

erhielt. Sie antwortete jedesmahl vor ihrer Abreise und ein Page ging mit ihrer Antwort nach Paris ab. Dieser Briefwechsel dauerte während der ganzen Reise, die man in vierzehn Tagen zurück legte. Man bemerkte, daß Marie Luise immer mit steigendem Antheile des Kaisers Briefe las. Sie erwartete ungeduldig die Ankunft desselben, und wenn zuweilen ein Zufall die Ankunft des Eilboten verspätete, fragte sie oft, ob er noch nicht angekommen sey, und welches Hinderniß ihn aufhalten könne. Wahrscheinlich war dieser Verkehr sehr anziehend, da schon eine Neigung dadurch erweckt wurde, die bald so viel Stärke erlangte.

Napoleon sah seiner jungen Gemahlin mit feuriger Sehnsucht entgegen. Diese Verbindung schmeichelte seiner Eitelkeit mehr, als die Eroberung eines Reiches. Er war um so entzückter, da er wußte, daß Marie Luise freiwillig, und nicht wie eine Prinzessin, die sich einem politischen Vortheile aufopfert, ihre Zustimmung gegeben hatte. Man hörte ihn oft das Ceremoniell und die Feste verwünschen, welche das so sehnlich gewünschte Zusammentreffen verspäteten, das in Soissons statt finden sollte, wo zum Empfange der Kaiserin Anstalten getroffen waren. Von seiner Ungeduld be-

selbe nicht an der Fortdauer eines Gefühles, das sie theilte und sie beglückte.

Napoleon, sagte man, sey nicht immer so liebenswürdig in seinem häuslichen Kreise gewesen. Er war lebhaft, auffahrend, jähzornig und zuweilen Nervenzufällen unterworfen, die zu tausend lächerlichen Mährchen Anlaß gegeben haben, ja man erzählte sich sogar, er habe oft Anfälle von der Epilepsie, die ihm wohl drei bis vier Stunden alle Besinnung raubten. Nichts abgeschmackter als diese Sagen. Ich habe mit einem seiner Kammerdiener gesprochen, der mir die Versicherung gab, er habe während der zehn Jahre, wo er in Napoleons Diensten gewesen sey, nie etwas gesehen oder entdeckt, was die herrschende Meinung rechtfertigen könne, und ich selbst kann bezeugen, daß ich während der vier Jahre, wo ich bei der Kaiserin angestellt war, nie die geringste Spur eines solchen Uebels an dem Kaiser bemerkt habe.

Napoleon war aufgeräumt und zutraulich im häuslichen Kreise. Er zupfte die Leute gern an den Ohren und kneipte ihnen die Wangen, vorzüglich dem Marschall Duroc, so wie Herrn Savary und mehrern von seinen Adjutanten oft begegnete. Ich habe selbst gesehen, wie er die

Kaiserin in ihrem Ankleidezimmer neckte, und ihr Hals und Wangen zwickte. Ward sie böse, so schloß er sie in seine Arme, nannte sie scherzend dickes Thierchen (grosse bête) und der Friede war gemacht. Die Herzogin von Montebello pflegte ihn unmuthig zurück zu stoßen, wenn er mit ihr scherzen wollte, und er ließ augenblicklich ab.

Er war freundlich und gütig gegen seine Umgebungen. Von unzähligen Beispielen nur eins. Es ist bekannt, daß er die Jagd liebte. Prinz Berthier, damahls Oberjägermeister, war gleichfalls ein leidenschaftlicher Weidmann, aber er jagte lieber auf seinem Gute Grosbois, als mit dem Kaiser. Eines Tages, als die Jagd angesagt war, fragte Napoleon beim Lever den Prinzen: Wie ist das Wetter? Schlecht, Sire, antwortete Berthier. — Wie wird's denn mit der Jagd gehen? Nicht gut, die Hunde werden keine Fährte finden. — Nun, so schieben wir's auf. — Der Befehl wurde gegeben, und um eilf Uhr kam der Kaiser zum Frühstücke in das Zimmer der Kaiserin. Es war ein sehr schöner sonniger Februartag. Man wollte einen Spaziergang machen, und Berthier sollte dabei seyn. Man schickte zu ihm, und es kam die Antwort, der Prinz sey auf die Jagd nach Gros-

bois gegangen. Napoleon lachte nicht wenig über den Streich, den Berthier ihm gespielt hatte, und nahm sich vor, sich nicht mehr auf dessen Wetterbericht zu verlassen.

Eines Tages, als er in das Zimmer der Kaiserin kam, sah er eine junge Frau, die mit dem Rücken gegen die Thüre gekehrt saß. Er gab den Umstehenden, die ihn sahen, ein Zeichen, zu schweigen, schlich sich hinter die Sitzende und hielt ihr schnell die Hände vor die Augen. Sie konnte auf niemand als den ersten Arzt der Kaiserin, Bourdier, einen bejahrten, achtungswerthen Mann, rathen, der sich eine solche Vertraulichkeit gegen sie erlauben dürfte, und rief sogleich: O hören Sie auf, Herr Bourdier! Glauben Sie denn, daß ich ihre großen garstigen Hände nicht erkenne? — Große garstige Hände! wiederholte der Kaiser, der sehr schöne Hände hat, und zog sich zurück: wie mürrisch Sie sind! Die arme Frau war so betroffen, daß sie sich in ihrer Bestürzung in das Nebenzimmer zurückzog. Ein andermahl, als er zur Kaiserin kam, während man sie ankleidete, trat er, aus Unvorsichtigkeit, einer ihrer Kammerfrauen, die bei dem Anzuge beschäftigt war, auf den Fuß, und stieß sogleich einen Schrei aus, als ob er sich selbst

gestoßen hätte. Was fehlt Ihnen denn? fragte lebhaft die Kaiserin. Nichts, antwortete er mit lautem Gelächter, ich trat Madame auf den Fuß, und schrie, damit sie nicht schreien sollte, und Sie sehen, es ist mir gelungen.

Man erzählt mehrere Züge von Napoleons Güte und Wohlthätigkeit, die aber so bekannt sind, daß sie hier nicht wiederholt werden dürfen. Ich will nur seinen mittheilen, der, so viel ich weiß, noch unbekannt ist. Man jagte im Walde von Compiegne. Der Kaiser war vom Pferde gestiegen, und ging allein mit Caulaincourt spazieren. Zwei Holzhauer saßen, müde von der Arbeit, auf einem Baumstamm. Beide hatten unter dem Kaiser den Feldzug in Aegypten mitgemacht, und Einer von ihnen, der den Kaiser erkannte, erhob sich sogleich. Caulaincourt befahl dem Andern, gleichfalls aufzustehen. Nicht doch! sagte der Kaiser. Sehen Sie nicht, daß die Leute müde sind? Der Eine, der aufgestanden war, mußte sich wieder niedersetzen; Napoleon ließ sich selbst einen Augenblick neben ihnen nieder, sprach von dem Feldzuge in Aegypten, und von ihren eigenen Angelegenheiten, und als er hörte, daß Einer von ihnen keinen Ruhegehalt genoß, bewilligte er ihm denselben so-

gleich und gab Jedem beim Abſchiede zehn Napoleondor.

Napoleon war nicht eiferſüchtig, aber er hatte ſeine junge Gemahlin mit einer Menge von Schranken umgeben, die den Vorſichtsmaßregeln der Eiferſucht glichen. Würdigere Beweggründe beſtimmten ihn dazu. Er kannte die ungebundenen Sitten ſeines Hofes, und wollte einen häuslichen Kreis um die Kaiſerin ſchließen, der ſie gegen den geringſten Verdacht ſchützen könnte. Außer den beiden Oberhofdamen (der dame d'honneur und der dame d'atour) die allein das Recht hatten, zu jeder Stunde zu der Kaiſerin zu kommen, und den Palaſtdamen, die nur zu den von der Hofſitte vorgeſchriebenen Stunden Zutritt hatten, beſtand ihr weiblicher Hofſtaat aus ſechs Frauen, die anfangs Meldungs-Damen (dame d'annonce) hießen, weil ſie diejenigen Perſonen, die Zutritt bei der Kaiſerin ſuchten, melden mußten, ſpäterhin aber erſte Damen (dames premières) der Kaiſerin genannt wurden, weil in der That alles, was zum Dienſte in den Zimmern der Kaiſerin gehörte, ihnen oblag. Dieſe ſechs Hofdamen waren meiſt aus der kaiſerlichen Erziehungsanſtalt zu Ecouen genommen. Fünf von ihnen waren Wittwen oder Töchter von

Oberſten oder Generalen. Neben ihnen ſtanden ſechs Kammerfrauen, die aber nicht anders zur Kaiſerin kommen durften, als wenn die Klingel ſie rief, wogegen die erſten Damen, von welchen täglich vier im Dienſte waren, den ganzen Tag bei ihr zubrachten. Sie erſchienen vor der Kaiſerin, ſobald ſie aufgeſtanden war, und entfernten ſich, ſobald ſie ſich niedergelegt hatte. Alsdann wurden alle Zugänge, die in ihr Zimmer führten, verſchloſſen, bis auf den einzigen, der in das Nebenzimmer ging, wo diejenige jener Hofdamen ſchlief, die den Wochendienſt hatte, und der Kaiſer ſelbſt konnte, wenn er des Nachts ſeine Gemahlin beſuchte, nur durch jenes Nebenzimmer gehen. Kein Mann, die Leibärzte ausgenommen, durfte, ohne ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, die Zimmer der Kaiſerin betreten. Selbſt Frauen, die beiden Oberhofdamen ausgenommen, wurden nicht zugelaſſen, ohne vorher von der Kaiſerin Erlaubniß erhalten zu haben. Die erſten Damen hatten den Auftrag, dieſe Anordnungen zu befolgen und waren dafür verantwortlich. Eine von ihnen wohnte den Lehrſtunden bei, welche die Kaiſerin in der Muſik, im Zeichnen und Sticken nahm. Sie ſchrieben, was die Kaiſerin ihnen in

die Feder sagte, oder ihnen auftrug, und dienten als Vorleserinnen und Meldungsdamen. Diese Lebensweise war freilich beschwerlich, aber sie hatten sich schon in Ecouen an ein abgeschiedenes Leben gewöhnt, und die Güte, womit die Kaiserin sie behandelte, milderte das Unangenehme desselben und sie dienten ihr noch mehr aus Neigung, als aus Pflicht.

Eben so war's, wenn der Hof auf Reisen war. Immer schlief eine der Hofdamen in einem an das Zimmer der Kaiserin stoßendem Gemache, durch welches der Weg zu jenem ging. Ich will ein paar Beispiele von der Strenge erzählen, womit der Kaiser auf die Vollziehung seiner Anordnungen hielt.

Der Goldarbeiter Biennais hatte für die Kaiserin eine Brieftasche besorgen lassen, die verschiedene geheime Behältnisse enthielt, welche sie allein kennen sollte, und die er ihr daher zeigen mußte. Die Kaiserin sprach mit ihrem Gemahle darüber, der ihr erlaubte, Biennais vorzulassen. Man beschied ihn nach St. Cloud, wo man ihn in das Musikzimmer führte. Er war mit der Kaiserin an einem Ende des Zimmers und eine Hofdame stand so weit davon, daß sie die Erklärung nicht

hören konnte. In dem Augenblicke, als Biennais fertig war, kam der Kaiser, und als er den Goldarbeiter sah, fragte er, wer der Mann sey. Die Kaiserin nannte sogleich seinen Namen und sagte, was er bei ihr zu thun gehabt, und daß der Kaiser die Vorlassung desselben erlaubt habe. Napoleon läugnete diese Erlaubniß geradezu ab, bestand darauf, die Hofdame habe ihre Pflicht übertreten, und gab ihr einen scharfen Verweis, den die Kaiserin nicht abwenden konnte, ungeachtet sie sagte: Aber, mein Lieber, ich habe ja Biennais kommen lassen! Der Kaiser lachte, und sagte zu ihr, die Sache gehe sie nichts an, aber die Hofdame sey verantwortlich für Alle, welche sie in die Zimmer der Kaiserin lasse, diese allein sey schuldig und er hoffe, daß Aehnliches nicht wieder geschehen werde.

Der Musiklehrer der Kaiserin war Paer, der auch ihrer Mutter Unterricht gegeben hatte. Eines Tages, als er seine Lehrstunden gab, hatte die dienstthuende Hofdame einen Befehl auszurichten, und öffnete eine Thüre, während sie sich aber mit dem Oberleibe hinausbeugte, um ihren Auftrag ins Nebenzimmer zu bringen, kam Napoleon herein, und als er die Hofdame nicht sogleich erblickte, glaubte er, sie sey hinausgegangen. Der Mu-

Klebrer entfernte sich. Napoleon fragte die Hofdame, wo sie bei seiner Ankunft gewesen sey. Sie behauptete, sie habe das Zimmer nicht verlassen. Er wollte es nicht glauben, und hielt ihr eine lange Predigt. Er wolle nicht, sagte er, daß ein Mann, von welchem Range er auch seyn möge, sich rühmen könne, auch nur zwei Sekunden mit der Kaiserin allein gewesen zu seyn. Ich ehre und achte die Kaiserin, setzte er lebhaft hinzu, aber die Fürstin eines großen Reiches muß selbst dem Argwohn unzugänglich seyn.

Man kann aus diesen Beispielen abnehmen, wie wenig Glauben die Geschichte verdient, die man sich von dem Putzhändler Le Roi erzählt hat. Man sagte, der Palast sey ihm verboten worden, weil er der Kaiserin beim Anpassen eines Kleides gesagt, sie habe schöne Schultern. Ich kenne den Mann so gut, daß ich gewiß bin, er würde, wenn er in den Zimmern der Kaiserin Zutritt gehabt hätte, nie eine solche Aeußerung gewagt haben, aber er konnte nie in den Fall kommen, es zu thun. Die Kleider der Kaiserin wurden zwar, nach mitgetheiltem Muster, bei ihm verfertigt, aber weder er, noch Jemand aus seinem Laden, paßte der Kaiserin die Kleider an, sondern die Kammerfrauen

der Kaiserin sagten ihm, welche Veränderungen etwa daran zu machen waren. Eben so war es bei Putzhändlern, Modenhändlerinnen, Schneidern u. a. der Fall. Niemand sah und sprach die Kaiserin in ihren Zimmern.

Die beiden Oberhofdamen, die Herzogin von Montebello, und die Gräfin von Lucay, waren jeden Morgen eine Stunde bei der Kaiserin. Als ob ein böses Verhängniß über diese beiden Stellen gewaltet hätte, zu keiner Zeit konnten die Frauen, welche sie am französischen Hof bekleideten, sich vertragen. Man lese nur die Denkwürdigkeiten der Frau von Motteville. Hier ein neues Beispiel. Die Herzogin und die Gräfin konnten sich nicht leiden, sobald sie bei der Kaiserin angestellt waren. Jene hatte dieser, wie es scheint, schlechte Dienste geleistet, und es entstand daraus eine Spaltung, die um so merkwürdiger war, da die Herzogin Anlaß dazu gegeben, und um so auffallender, da die Gräfin von Lucay sanft, wohl gesittet, von musterhaftem Lebenswandel, unfähig ist, jemand zu schaden, selbst nicht ihrer Feindin, nur Kraft und Muth hat, Andre zu vertheidigen, keineswegs aber sich selbst, und alle Eigenschaften besitzt, die das Leben an einem Hofe verlangte, wo

sie viele Jahre einheimisch war. Ihr Mann war einer der ersten Alt-Adeligen, die sich Napoleon anschlossen; war Besitzer des Landgutes Valencay, Präfekt des Departements de L'Indre und später erster Palast-Präfekt. Die Gräfin war Palast-Dame der Kaiserin Josephine, und da er mit ihrem Betragen höchst zufrieden gewesen, stellte Napoleon sie am Hofe seiner zweiten Gemahlin an. Die Herzogin von Montebello stammt aus einer bürgerlichen Familie. Ihre Mutter, eine sonst achtungswerthe Frau, hatte sie so gut erzogen, als es ihre eigene Bildung ihr nur möglich machte. Sie kam als Gemahlin des Marschalls Lannes an den Hof. Sie hatte ein jungfräuliches Gesicht, eine sehr sanfte Miene, und gefiel allgemein, obgleich ihr Wesen kalt und trocken war. Man sah sie in den ersten Jahren ihrer Ehe selten am Hofe, weil sie ihren Gemahl auf seinen Reisen begleiten mußte. Lannes, aus gemeinem Stande, hatte durch glänzende Waffenthaten Napoleons Gunst und Freundschaft verdient und erlangt. Seine Freimüthigkeit ging sehr weit, und er war der einzige Mann, der dem Kaiser seine Gedanken immer ungeschminkt mittheilte. Er verachtete aufs höchste den alten Adel, zumahl die Ausge-

wanderten, und hatte aus allen Kräften Napoleon abzuhalten gesucht, sie zurückzurufen, und besonders sie an seinem Hofe anzustellen, und darüber sehr lebhafte Streitigkeiten mit der Kaiserin Josephine gehabt, welche die Ausgewanderten beschützte. Er bemühte sich nicht, seine Abneigung zu verhehlen, und die Ausgewanderten erwiederten ihm diese Gesinnung.

Als eines Tages viele Ausgewanderte in einem Saale der Tuilerien sich befanden, durch welchen Lannes ging, um sich zum Kaiser zu begeben, stellten sich jene ihm entgegen, als hätten sie ihm den Weg versperren wollen. Lannes zog sogleich seinen Säbel und schwur, jedem die Ohren abzuhauen, der ihn aufhalten wolle. Von der Zeit an fand er nie Hindernisse mehr, und jeder wich ihm aus, weil man wohl wußte, daß er ein Mann von Wort war. Einst machte er dem Kaiser von Neuem dringende Vorstellungen gegen die Anstellung von Ausgewanderten, und als er vergebens gesprochen hatte, sprach er heftig aufgebracht, den Kaiser duzend, wie er es einige Jahre früher gethan hatte: „Du willst nur deinem Kopfe folgen, aber Du wirst's bereuen. Verräther sind es. Du

wirſt ſie mit Wohlthaten überhäufen, und ſie wer-
den Dich morden, ſobald ſie Gelegenheit finden.“
Dieſer Ausfall zog ihm eine kurze Verbannung zu.

Dieſe Ungnade, die er gleichfalls den Ausge-
wanderten zuſchrieb, verminderte nicht ſeinen Haß
gegen ſie. Kein Wunder daher, daß er dieſelben
Geſinnungen ſeiner Frau einflößte, die ſie ſpäterhin
auch mehr als einmal offenbarte. Ihr häuslicher
Kreis beſtand nur aus ihren Angehörigen, und des
Kaiſers Leibarzt, Corviſart, mit welchem ihr Va-
ter ſeit längerer Zeit in freundſchaftlicher Verbin-
dung geſtanden hatte, war vielleicht der einzige
Fremde, den ſie ſah. Sie war dreißig Jahre alt, als
ſie bei der jungen Kaiſerin angeſtellt wurde. Noch
immer gehörte ihr Kopf, zumal wenn ſie geputzt
war, zu einem der ſchönſten am Hofe, und wenn
ſie ihrem ruhig kalten Weſen Anmuth gab, was
ſie recht gut konnte, war ſie ſelbſt liebenswürdig.
Sie liebte nur ihre Kinder und ihre Angehörigen
und hatte den beſten Ruf. Dieß verſchaffte ihr die
Stelle der erſten Ehrendame der Kaiſerin. Na-
poleon ſagte, er habe ihr dieſelbe gegeben, weil
ſie eine wahre Ehrenfrau ſey. Ihre Sitten moch-
ten ſie zu der Stelle paſſend machen, ihr Charak-
ter aber nicht. An das häusliche Leben, an häus-

sicht Ungezwungenheit gewöhnt, haßte sie allen Zwang, und von Natur träge und unthätig, konnte sie sich nicht in einem Berufe gefallen, der sie ganz aus ihren Gewohnheiten versetzte, und gefiel sich auch nie darin. Sie scheute sich, zu fodern und zu bitten, und mußte doch, vermöge ihrer Stelle, für viele Personen es thun, deren Zahl zunahm, als sie höher in der Gunst der Kaiserin stieg, aber sie vergaß und vernachläßigte Viele, die ihre Feindinnen wurden. Sie verstand es nicht, eine abschlägige Antwort zu mildern, oder wollte es nicht thun. Ihre Antworten der Art waren kurz und trocken. Hatte sie eine Gunst erlangt, oder war es ihr aufgetragen, eine ausgewirkte Gnadenbezeigung anzukündigen, so geschah es mit demselben Ton, ohne Antheil, als ob es etwas ihr gänzlich Fremdes gewesen wäre. Dieses Benehmen entfernte von ihr eine Menge von Menschen, die sie durch ein freundliches Wort hätte an sich ziehen können. Man warf ihr vor, sie sey stolz, und anmaßend gegen ihres Gleichen, hochfahrend gegen Geringere. Sie hielt es unter ihrer Würde, zu verbergen, was sie von den Leuten dachte, wovon die Rede war, und drückte sich ohne Schonung aus. Diese am Hofe so seltene

Freimüthigkeit erwarb ihr das Zutrauen der Kaiserin, machte ihr aber Feinde, die sich dadurch rächten, daß sie eine Verläumdung gegen sie verbreiteten, deren Gegenstand sie ganz unverdient war. Man erzählte sich, sie sey schwanger von Napoleon; aber sie hatte den Kaiser nie geliebt, und ich glaube, sie hegte eine entschiedene Abneigung gegen ihn. Warum, weiß ich nicht, aber die Sache ist dennoch wahr, und sie hat es bewiesen. Man breitete jenes Gerücht in der Absicht aus, ihr bei der Kaiserin zu schaden, aber die Verläumdung war so offenbar, daß niemand daran glaubte, als wer alles glauben will. Die Herzogin erfuhr es, und versäumte nicht einen Tag, ohne sich in den Tuilerien zu zeigen. Es ist falsch, daß sie sich zurückgezogen habe, und nie hat sie ihren Dienst pünktlicher versehen, als gerade zu jener Zeit. Dieser Vorfall hätte ihr Anlaß geben sollen, etwas zu thun, um sich den Palastdamen zu nähern, die sie verabscheuten, und sich laut über sie beschwerten. Niemand am Hofe liebte sie, was um so mehr auffallen muß, da es ganz in ihrer Gewalt stand, sich beliebt zu machen. Man sagt, ihr Freund Corvisart habe die Kaiserin überredet, die Herzogin, die doch sehr reich war, habe von

dem unermeßlichen Vermögen ihres Mannes nicht mehr als 6000 Franken jährlicher Einkünfte, und sie selbst soll dem Arzte denselben Freundschaftsdienst erwiesen und der Kaiserin gesagt haben, er befinde sich in einer bedrängten Lage. Ansehnliche Geschenke waren die Folge davon. Als Napoleon im Jahre 1813 der Frau von Montesquiou ein Jahrgeld von 50000 Franken bewilligte, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, welche sie seinem Sohne gewidmet hatte, war die Herzogin so aufgebracht, und so eifersüchtig, daß sie der Kaiserin keine Ruhe ließ, bis diese ihr vom Kaiser dieselbe Gunst ausgewirkt hatte, obgleich sie gar nichts gethan hatte, sie zu verdienen.

Einige Monate nach seiner Vermählung, kehrte Napoleon zu seiner alten Gewohnheit zurück, arbeitete mehr und war weniger bei seiner Gemahlin. Marie Luise fühlte das Bedürfniß, eine Freundin zu haben. Die Herzogin von Montebello hörte theilnehmend die Herzensergießungen der Kaiserin an, beklagte und tröstete sie, und wußte sich so in ihr Vertrauen und ihre Gunst einzuschmeicheln, daß sie der Kaiserin unentbehrlich ward. Marie Luise liebte sie bald als eine Freundin, und bewies es ihr durch Zeichen von Wohl-

wollen gegen sie selbst und ihre Kinder. Sie freute sich, wenn sie ein Geschenk finden konnte, das der Herzogin lieb war, und übergab es ihr mit hinreißender Anmuth. Sie liebte Alle, die der Herzogin gut waren, und war Allen abgeneigt, die jene nicht liebten. Man bemerkte ihren Einfluß, und bald ward sie von denjenigen beschuldigt, die Ursache zu haben glaubten, sich über sie zu beschweren.

Die Schwestern des Kaisers gehörten gleichfalls dazu, und die Mutter Napoleons beklagte sich einst sehr lebhaft gegen die Kaiserin über die Herzogin. Diese erfuhr es, und als sie in dem Falle war, ihr einen Besuch machen zu müssen, sagte sie in Gegenwart von drei Kammerfrauen und einer Hofdame, sie verachte, was Madame geäußert habe, und wünsche, sie hätte auf ihre Karte schreiben können, ihr Besuch gelte der Mutter des Kaisers, nicht aber ihr selber.

Im besten Lichte zeigte sich die Herzogin zur Zeit, als Napoleons Sohn geboren ward. Die Entbindung der Kaiserin war sehr schwer. Die Herzogin war neun Tage hindurch in den Zimmern der Kaiserin, und verließ sie fast nie. Sie schlief auf einem Sofa, und erfüllte treulich alles,

was man von ihrem Pflichteifer, oder ihrer Zuneigung erwarten konnte. Bei dieser Gelegenheit wird es passend seyn, einige Umstände über die Geburt dieses Kindes mitzutheilen, worüber man damahls die abgeschmacktesten Gerüchte verbreitete. Einige behaupteten, die Kaiserin sey nie schwanger gewesen, und ihre Entbindung nur ein Possenspiel, das Napoleon habe Gelegenheit geben sollen, eines seiner unehelichen Kinder zu adoptiren; Andere sagten, sie habe eine Tochter geboren, oder ein todtes Kind, und es sey ein anderes untergeschoben worden. Alle diese eben so lächerlichen, als unwahrscheinlichen Gerüchte hatten nicht den geringsten Grund, und man kann die nachfolgende kurze Erzählung für gewiß und wahrhaft halten.

Es war um sieben Uhr Abends, als die Kaiserin die ersten Wehen fühlte. Man rief Dubois, ihren Geburtshelfer, der sie seit jenem Augenblicke nicht wieder verließ. Die Kaiserin litt die ganze Nacht hindurch. Die Herzogin von Montebello, die Gräfin Lucay, Frau von Montesquiou, als Hofmeisterin des erwarteten Kindes, zwei erste Damen, die Frauen Durand *) und Vallant, zwei

*) Die Verfasserin.

Kammerfrauen und Frau Blaise waren bei der Kaiserin. Der Kaiser, seine Mutter, seine Schwestern, und die Aerzte, Corvisart und Bourdier, befanden sich in einem anstoßenden Zimmer und kamen oft in das Gemach der Kaiserin, um sich auf das Leiseste nach dem Befinden derselben zu erkundigen. Die Schmerzen, die während der Nacht nur schwach gewesen waren, hörten gegen fünf Uhr früh ganz auf. Dubois fand keine Zeichen einer nahen Entbindung, und sagte es dem Kaiser, der darauf alle Anwesenden wegschickte, und selber ein Bad nahm. Niemand als Dubois und die oben genannten Frauen blieben bei der Kaiserin. Die übrigen diensthuenden Frauen waren im anstoßenden Ankleidezimmer.

Die Kaiserin, von Müdigkeit überwältigt, schlief eine Stunde. Heftige Schmerzen erweckten sie endlich, die immer zunahmen, ohne daß die Natur die Entscheidung herbeiführte, und Dubois erhielt die traurige Gewißheit, daß die Entbindung schwierig und gefahrvoll seyn werde. Er ging zu dem Kaiser, der noch im Bade war, bat ihn, durch seine Gegenwart die Kaiserin zu muthvoller Ertragung der Schmerzen zu bewegen, und verbarg ihm nicht, daß er besorgte, Mutter und Kind

nicht zugleich retten zu können. Denken Sie nur an die Mutter, sprach Napoleon lebhaft, und widmen Sie ihr alle Sorgfalt.

Napoleon ließ sich kaum abtrocknen, und eilte zur Kaiserin, nachdem er Befehl gegeben, alle diejenigen herbei zu rufen, die bei der Entbindung zugegen seyn mußten. Er umarmte seine Gemahlin zärtlich und ermahnte sie, muthig und geduldig zu leiden. Corvisart und Bourdier und der Wundarzt Yvan kamen gleich darauf und hielten die Kaiserin. Das Kind war eine Fußgeburt und Dubois mußte die Zange anlegen, um den Kopf frei zu machen. Die Geburtsarbeit dauerte sechs und zwanzig Minuten und war sehr schmerzhaft. Der Kaiser konnte nicht länger als fünf Minuten aushalten. Er ließ die Hand der Kaiserin los, die er umschlossen hielt, und ging, todtenblaß, wie außer sich, ins anstoßende Zimmer. Fast jede Minute schickte er eine der darin befindlichen Kammerfrauen, um sich erkundigen zu lassen. Endlich kam das Kind zur Welt, und sobald der Kaiser es erfahren hatte, flog er zu seiner Gemahlin und schloß sie zärtlich in seine Arme. Cambaceres ward herein gerufen, um als Reichserzkanzler die Geburt und das Geschlecht des Kindes zu bezeu-

gen. Der Fürst von Neufchatel, obgleich er nicht von Amts wegen zugegen seyn mußte, kam mit ihm, von Eifer und Anhänglichkeit getrieben. Das Kind gab sieben Minuten lang kein Lebenszeichen. Napoleon sah es einen Augenblick an, hielt es für todt, aber er sagte nicht ein einziges Wort darüber und beschäftigte sich nur mit der Kaiserin. Man flößte dem Kinde einige Tropfen Brannntwein ein, rieb es sanft mit der Hand, bedeckte es mit warmen Tüchern, bis es endlich ein Geschrei ausstieß. Der Kaiser umarmte nun seinen Sohn, dessen Geburt ihn überglücklich machte und die letzte Wohlthat seines günstigen Schicksals war, das bald sich von ihm wenden sollte.

Es waren bei diesem Vorfalle zwei und zwanzig Personen zugegen, die hier genannt werden mögen, um die Wahrheit der mitgetheilten Umstände desto mehr zu verbürgen; nähmlich der Künster, Dubois, Corvisart, Bourdier und Yvan, die Frauen Montebello, Lucay und Montesquiou, die sechs ersten Hofdamen Ballant, Deschamps, Durand, Hureau, Nabusson, Gerard, fünf Kammerfrauen, die Fräulein Honoré, Edouard, Barbier, Aubert und Geoffroy, Frau Blaise und zwei Kammerjungfern. Ich rede nicht von Cambacérès und

Berthier, weil sie erst nach der Geburt des Kindes herein traten. Dieser Umstand beweist die Abgeschmacktheit der Fabel von einem untergeschobenen Kinde. So etwas konnte in Gegenwart so vieler Zeugen nicht statt finden, und man muß überdieß bedenken, daß sich in dem anstoßenden Ankleidezimmer viele untergeordnete dienstthuende Frauen und in mehrern Sälen sehr viele Männer und Frauen vom Hofe befanden, welche der Nachricht von dem erwarteten Ereignisse ungeduldig entgegen sahen.

Ganz Paris wußte, daß die Kaiserin in Geburtsschmerzen lag. Seit sechs Uhr früh war der Garten der Tuilerien mit zahllosen Menschen jedes Alters und Standes angefüllt. Es war bekannt, daß ein und zwanzig Kanonenschüsse die Geburt einer Prinzessin ankündigen sollten, und hundert und ein die Geburt eines Thronerben. Als der erste Schuß fiel, herrschte unter der kurz vorher so lauten und lärmenden Menge die tiefste Stille, die nur von Denjenigen unterbrochen wurde, welche die Zahl der Schüsse zählten. Beim zwei und zwanzigsten Schusse aber ward überall die Begeisterung laut; Freudengeschrei erscholl, die Hüte flogen in die Luft und das Vivatgeschrei, das aus dem Tuilerie-

Garten tönte, half so gut, als der Kanonendonner die Nachricht in Paris verbreiten. Napoleon, der hinter einem Fenstervorhange im Zimmer der Kaiserin stand, genoß dieses Schauspiel der allgemeinen Freude und schien tief gerührt zu seyn; große Thränen rollten über seine Wangen, ohne daß er's gewahr wurde, und unter diesen Regungen schloß er seinen Sohn noch einmahl in seine Arme.

Das neugeborne Kind ward einer Amme übergeben, einer Frau aus geringem Stande, von gesundem kräftigen Körper. Sie durfte nicht aus dem Palaste gehen und keinen männlichen Besuch empfangen. Die strengsten Vorsichtsmaßregeln waren in dieser Hinsicht getroffen. Sie wurde, ihrer Gesundheit wegen, spazieren gefahren, aber nie anders als in Gesellschaft mehrerer Frauen.

Ich habe bereits gesagt, daß die Gräfin von Montesquion, deren Gemahl die Stelle eines Ober-Kammerherrn bekleidete, zur Hofmeisterin des jungen Napoleon ernannt war. Eine bessere Wahl hätte man nicht treffen können. Sie stammte aus einem angesehenen Hause und hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten; sie vereinigte den feinsten Weltton mit einer wahren Frömmigkeit, war

aber zu aufgeklärt, als daß sie in Bigotterie hätte verfallen können. Ihre Aufführung war stets so regelmäßig gewesen, daß die Verläumdung nie einen Angriff gegen sie hätte wagen können. Man warf ihr ein wenig Stolz vor, aber diese Regung wurde durch Höflichkeit und die freundlichste Gefälligkeit gemildert. Sie weihte dem jungen Prinzen die zärtlichste und eifrigste Sorgfalt, und mit edelmüthiger Ergebenheit verließ sie späterhin ihr Vaterland, ihre Freunde, ihre Angehörigen, um das Schicksal eines Kindes zu theilen, dessen glänzende Hoffnungen alle vernichtet waren; aber nur bitterer Kummer und ungerechte Verfolgungen waren ihr Lohn.

Während der sechs Wochen nahm die Kaiserin nur die Besuche ihrer beiden Oberhofdamen, und der Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses an. Wenn des Kaisers Mutter, oder eine der Schwestern desselben kam, stellte man Sessel für sie vor das Bett der Kaiserin. An dem Tage, wo Marie Luise zum ersten Mahle alle bei Hofe vorgestellte Personen empfangen sollte, bemerkte der Kaiser, daß neben dem für die Kaiserin bestimmten Ruhebette drei Sessel für seine Mutter, und die Königinnen von Spanien und von Holland hin-

gestellt waren. Er tadelte dieß, und sagte, daß seine Mutter, da sie nicht Königinn sey, keinen Sessel haben dürfte, und man daher niemand einen geben müßte. Er ließ die Sessel wegschaffen, und Tabourets dafür hinstellen. Seine Mutter erschien bald darauf mit den beiden Königinnen, und als sie sahen, daß keine Sessel für sie da waren, entfernten sie sich sogleich wieder, mit sichtbarer Empfindlichkeit, und wollten der Vorstellung der Frauen, die man erwartete, nicht beywohnen. Dieser Vorfall vermehrte den Kaltsinn, der schon im Innern der kaiserlichen Familie herrschte, und es entstanden daraus eine Menge kleiner Zwistigkeiten, deren Unannehmlichkeit auf die Kaiserin fiel, obgleich sie nicht die Veranlassung derselben war.

Eines Tages, als die Kaiserin Arznei nehmen mußte, wollte sie dieselbe vor der Ankunft ihres Arztes haben. Kaum hatte sie eingenommen, als sie so heftige Leibschmerzen fühlte, daß man besorgt wurde. Alle Aerzte waren in Bewegung. Der Kaiser kam, sobald er Nachricht davon erhalten hatte. Das Uebel hatte bereits nachgelassen, aber er las der Herzogin von Montebello nicht weniger den Text für ihre Unvorsichtigkeit, der Kaiserin eine Arznei geben zu lassen, die sie nicht

gekannt habe, und er wiederhohlte mehrmals, die Etiquette fodre es, daß ihr Arzt die Arznei ihr reiche. Die Herzogin antwortete nichts, aber als der Kaiser sich entfernt hatte, sagte sie: Ich bin froh, daß Herr Etiquette ein Ende gemacht hat, ich habe die langen Predigten nie leiden können.

Um diese Zeit besuchte der Kaiser die Küsten Frankreichs. Die Kaiserin hatte sich kaum von den Folgen ihrer Entbindung erholt. Sie sollte nach seinem Wunsche in Paris bleiben, aber sie bat so dringend, ihn begleiten zu dürfen, daß er es ihr nicht abschlagen konnte. Sie wurde während dieser Reise auffallend mager, woran ohne Zweifel die Beschwerden, welchen sie sich aussetzte, Schuld waren, und wurde nie wieder so wohl beleibt, als sie früher gewesen war.

Der französische Hof bestand damahls aus drei Parteien, dem alten Adel, den während der Revolution Emporgekommenen und den Kriegsmännern. Frau von Montesquiou und ihr Gemahl standen an der Spitze der ersten. Sie benutzten ihren ganzen Einfluß, um Gnadenbezeigungen, Jahrgelder und Stellen für die ausgewanderten und nicht ausgewanderten Edelleute zu erhalten, und stellten dem Kaiser vor, dieß sey das sicherste Mit-

tel, sie an sich zu knüpfen und ihnen seine Herrschaft angenehm zu machen. Sie sagten dieß, weil sie wirklich so dachten, und in der Meinung, Frankreichs Schicksal sei für immer bestimmt, den Wunsch hegten, dem neuen Beherrscher Diejenigen zu verbinden, die sie für seine festesten Stützen hielten. Napoleon kannte ihren Eifer und ihre Ergebenheit, und da er Zeuge der unermüdeten Sorgfalt war, welche Frau von Montesquiou seinem Sohne unablässig widmete, so verweigerte er ihr selten, was sie begehrte. Aus Allem, was ich schon von der Herzogin von Montebello gesagt habe, läßt sich abnehmen, daß sie die Seele der andern Partei war. Diese war nicht sehr zahlreich am Hofe, und bestand zum großen Theil aus untergeordneten Ränkemachern, aber sie fand eine Stütze in der Achtung, welche die Kaiserin der begünstigten Herzogin erwies. Die dritte Partei stand unter dem Panier des Marschalls Duroc, und begriff im Allgemeinen Diejenigen, welche nur im Waffengewerbe Ehre und Ruhm sahen und jedes andre höchlich verachteten. Während die beiden ersten Parteien im offenen Kampfe waren, und sich auf alle mögliche Weise zu schaden suchten, spielte diese eine beobachtende Rolle, entlarvte

die Ränke der andern und benutzte ihre Fehler und Mißgriffe. Der Kaiser begünstigte sie heimlich; aber er befolgte darum nicht weniger seinen Grundsatz, alle Parteien zu neutralisiren und sie gegen einander im Gleichgewichte zu erhalten, und er wurde auf diese Weise von Allem unterrichtet, was ihm zu wissen wichtig war.

Man kann leicht denken, daß zwischen der Herzogin von Montebello und der Gräfin Montesquiou, die an der Spitze zweier entgegengesetzten Parteien standen, keine sehr innige Verbindung statt finden konnte. Die Gräfin, immer klug und zurückhaltend, ließ die Abneigung nicht offenbar werden, welche sie gegen die Herzogin hegte, und suchte ihr nicht zu schaden. Sie begnügte sich damit, gar nicht von ihr zu reden, und in dem nothwendigen Verkehr, worin sie mit einander standen, eine große Kälte zu zeigen. Anders betrug sich die Herzogin. Sie besuchte nie den jungen Prinzen, um nicht auch zu gleicher Zeit seine Hofmeisterin sehen zu müssen. Sie bemühte sich, die Kaiserin zu überreden, die Sorgfalt, welche Frau von Montesquiou dem Prinzen weihte, und die Anhänglichkeit, die sie gegen ihn zeigte, hätten keinen andern Beweggrund, als Ehrgeiz und

Eigennutz, eine Beschuldigung, welche die spätern Ereignisse als ungegründet zeigten. Als die Gräfin von jenen unablässigen Bemühungen, ihr zu schaden, unterrichtet wurde, beklagte sie sich einige Mahle bei der Kaiserin selbst, und suchte ihr über ihre Günstlingin die Augen zu öffnen; aber die Binde war zu dick. Man weiß ja, wie mächtig ein erster Eindruck ist, zumahl, wenn er in der Jugend empfangen, und von Jemand hervor gebracht worden ist, dem man unbedingtes Vertrauen gegeben hat. Marie Luise ließ damahls der Gräfin von Montesquiou nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die ihr gebührte, wie sie selber in der Folge sich zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Es war um jene Zeit, als der Kaiser zehn Tage in Fontainebleau zubrachte. Er sah ungern die Fortdauer seiner Streitigkeiten mit dem Papste, und wollte versuchen, sie durch mündliche Besprechungen zu endigen. Er verbarg seine Absicht unter dem Vorwande einer Jagd in Grosbois, wo man frühstückte, und ohne daß es jemand erwartete, ließ er den Weg nach Fontainebleau nehmen. Die Unordnung, welche diese unerwartete Reise hervorbrachte, war lustig anzusehen. Niemand hatte Bedienten und Kammerjungfern, niemand

Nachtzeug, und überdieß war es so heftig kalt, daß das Wasser unweit des Kamins fror. Jeder hatte eine sehr unangenehme Nacht. Am andern Morgen kam zum Glück Gepäcke und Dienerschaft. Napoleon machte dem Papste einen Besuch, der dagegen die Kaiserin besuchte. Man unterredete, man näherte sich und alles schien vortrefflich zu gehn, aber am neunten Tage trennte man sich, ohne etwas abgeschlossen zu haben. Der Kaiser kam nach Paris zurück, sehr unzufrieden, eine Versöhnung vereitelt zu sehen, auf welche er großen Werth zu setzen schien.

Der Kaiser hatte, wie ich schon erwähnt habe, seine eigne geheime Polizei, die er nicht nur zu seinen politischen Absichten benutzte, sondern die auch für ihn eine Art von angenehmer Unterhaltung war. Es machte ihm Vergnügen, alle ärgerlichen Geschichten, die Personen seines Hofes betrafen, zu kennen, und besonders neckte er die Männer gern mit den Liebesabenteuern ihrer Frauen. Er war auf diese Art hinter ein Liebesverständniß der Herzogin von B. gekommen. Nun, Herzog, ihre Frau hat also einen Liebhaber? sagte er zu ihrem Manne.

Ich weiß es, Sire.

Wer hat es Ihnen gesagt?

Sie selbst hat es gethan, und eben darum glaub' ich es nicht.

Diese Antwort befremdete den Kaiser. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirne, und sprach: O die Weiber! die Weiber! sind sie nicht fein? sind sie nicht listig?

Der Herzog von R. hatte dem Kaiser die Nachrichten gegeben, die er benutzen wollte, um den Herzog von B. zu höhnen. Napoleon theilte ihm die Antwort des Letztern mit.

Die Thatsache ist darum nicht weniger gewiß, antwortete S. (Savary?); es ist ganz sicher, daß an dem Tage und zu der Stunde die Herzogin in den elisäischen Feldern aus ihrem Wagen stieg, fünf Minuten spazieren ging, sich unter den Bäumen verlor, und endlich in eine kleine absichtlich halb offene Thüre ging, die in das Haus führte, wo sie der Adjutant des Generals S. erwartete.

Alles dieß ist mir bekannt, versetzte der Kaiser, ich wußte es, ehe Sie mir es gesagt hätten, aber Sie hätten auch wissen sollen, daß eine Viertelstunde später ihr eine andere Frau folgte, die viel näher mit Ihnen verbunden ist, und die dem General jenes Adjutanten einen Besuch machte.

Hier auch ein Wort von Napoleons Liebeshändeln. Man hat darüber viele Lügen verbreitet und drucken lassen, und ihn mit Frauen in Verbindung gebracht, an welche er nie gedacht hat. Es ist sehr bekannt, daß er nie eine öffentliche Geliebte gehabt hat, aber daraus muß man freilich nicht folgern, daß er nicht auch einige flüchtige Neigungen gehabt habe, und es läßt sich leicht denken, daß es ihm bei dem Range, den er einnahm, nicht eben sehr schwer wurde, sie zu befriedigen. So gern er indeß die glücklichen Liebesabenteuer Anderer bekannt machte, so verschwiegen war er über seine eigenen, und besonders war er weit entfernt von der albernen Ruhmredigkeit, die mit nie erhaltenen Gunstbeweisen prahlt.

Napoleon war kaum achtzehn Jahre alt, als er eine sehr lebhafte Leidenschaft gegen ein Mädchen fühlte, das der Tod ihm bald nachher entriß. Sie war, wie es scheint, oft in Linon gekleidet. Man hat mir erzählt, Josephine, die des Kaisers Vorliebe für diesen Zeug kannte, habe ihn häufig getragen. Eines Tages, als Marie Luise ein Kleid von indischem Musselin trug, der einige Zurichtung hatte, bemerkte es der Kaiser, näherte sich, sichtbar bewegt, und fragte, ob es nicht Linon sey.

Die Kaiserin, die nichts wußte, erwiederte, es sey Musselin. Dieses Wort gab seinen Zügen plötzlich einen andern Ausdruck, und der lebhaften Bewegung, die man einen Augenblick vorher darin gelesen hatte, folgte ruhige Kälte.

Er hatte in seiner Jugend eine Polin, Frau Paulowska, sehr geliebt. Sie ist eine von den beiden Frauen, welche nach einer vertrauten Verbindung mit ihm, in seiner Achtung und Freundschaft nicht verloren haben, und sie hat ihm rührende Beweise ihrer Zuneigung gegeben. Zur Zeit seiner Abdankung begab sie sich nach Fontainebleau, um Abschied von ihm zu nehmen, und als sie erfuhr, daß Marie Luise ihm nicht nach Elba gefolgt war, ging sie mit einem Sohne, den sie von ihm hatte, dahin, in der Absicht, als eine Freundin, deren Gesellschaft ihm angenehm seyn könnte, daselbst zu bleiben. Napoleon ließ es nicht zu; er wollte seiner Gemahlin nicht die Kränkung zufügen, eine Frau an seiner Seite zu wissen, die er, obgleich vor seiner Vermählung, geliebt hatte, und sie blieb nur drei Tage auf der Insel.

Man hat viel von zwei Liebesverständnissen des Kaisers mit zwei berühmten Schauspielerinnen gesprochen, wovon ich hier nichts erwähnen will.

Ohne Zweifel ist er während seiner Verbindung mit Josephinen ihr oft untreu geworden. Er war jung, liebte die Weiber und an Gelegenheiten fehlte es ihm nicht. Man hat mehrere Frauen genannt, die um seine Gunst geworben haben sollen. Fast Alle hofften ihn anzuziehen und zu fesseln. War's Liebe, war's Eigennutz oder Ehrgeiz, was sie trieb? Ich weiß es nicht, aber wenige waren glücklich in ihren Entwürfen.

So ist viel gewiß, im Schlosse zu Compiegne gab es geheime Zimmer, die sich in der Mitte des Ganges befanden, wo die Wohnungen der Hofdamen waren; sie schienen jedoch gar nicht damit in Verbindung zu stehen und hatten bloß eine kleine Hinterthüre, die auf den Gang sich öffnete, hier aber nicht bemerkt werden konnte. Die Fenster dieser, aus mehreren allerliebsten Zimmern bestehenden Wohnung, gingen auf den Park; sie hatte eine reizende, weite Aussicht, und war mit ungemeinem Geschmacke eingerichtet. Mit der ziemlich weit davon entfernten Wohnung des Kaisers hingen diese Zimmer durch eine geheime Treppe zusammen. Ich habe diese Zimmer nach Napoleons zweiter Vermählung gesehen. Sie waren unnütz geworden und man verbarg sie nicht mehr so sorg-

fältig als früher. Ohne Zweifel sind sie weniger, als man glaubt, benutzt worden. Man hat von des Kaisers Liebeshändeln mit großer Uebertreibung gesprochen; einige thaten es, um ihn lächerlich zu machen, Andre, um ihn herabzusetzen, indem sie ihn als einen unsittlichen Menschen darstellten, und wieder Andre waren verdorben genug zu glauben, es habe für ihn eine Art von Ruhm darin gelegen, Weiber zu besiegen, von welchen die Meisten ihm auf halbem Wege, und Einige sogar drei Viertel des Weges entgegen kamen.

Diese flüchtigen Untreuen waren gewiß immer ziemlich selten, und es noch mehr nach seiner Vermählung mit Marie Luise. Er sorgte aufs Aeußerste dafür, daß die wenigen Verletzungen der ehelichen Treue, die er sich noch erlaubte, nie zu ihrer Kenntniß kamen; denn er zeigte stets die größte Achtung gegen sie. Er beklagte sich indeß zuweilen, daß sie sich bei ihren Hofdamen wenig beliebt mache, und sich nicht genug bemühe zu gefallen. An Josephinens Anmuth und stete Liebenswürdigkeit gewöhnt, mußte er allerdings einen Unterschied zwischen seiner ersten und zweiten Gemahlin bemerken; aber er vergaß, daß diese, auf dem Throne geboren, seit ihrer Kindheit ge-

wöhnt an Huldigung und Ehrerbietung, und von Natur schüchtern und zurückhaltend, den Geist des Volkes nicht kannte, über welches sie herrschen sollte, daß Niemand an ihrer Seite war, der sie leiten und ihr begreiflich machen konnte, wie nothwendig es sey, sich sowohl um ihretwillen als um ihres Sohnes willen beliebt zu machen.

Um die Herzen der Franzosen zu gewinnen, braucht man nur zu rechter Zeit lächeln und grüssen zu können. Sie sehen gern in ihrem Fürsten das Haupt, den Vater der großen Familie, und ein wenig Freundlichkeit vergütet ihnen reichlich die Ehrerbietung und Liebe, die sie ihm erweisen. Marie Luise besaß alle Eigenschaften, alle Tugenden, die ihr die Zuneigung derjenigen erwerben mußten, die sie kannten, aber es fehlte ihr jenes trauliche Wesen, das sich mit der Würde gut vereinigen läßt, und in Frankreich hinlänglich ist, den Haufen zu verführen. Eines Abends, als sie im Théatre français gewesen war, wagte eine ihrer Begleiterinnen ihr zu sagen, die Versammlung habe es lebhaft empfunden, das Vergnügen entbehren zu müssen, die Kaiserin zu sehen, weil sie immer im Hintergrunde der Loge geblieben sey. Was liegt daran? sprach die Herzogin v. Montebello. Warum

sollte Ihre Majestät sich einen Zwang auflegen? Jene erwiederte darauf: sehr viele Personen wären bloß in der Hoffnung die Kaiserin zu sehen, ins Schauspiel gegangen, und hätten sich nicht ohne Empfindlichkeit in ihrer Erwartung getäuscht gesehen, die Kaiserin aber müsse in diesem lebhaften Wunsche nur eine, für eine Fürstin immer schmeichelhafte Zuneigung erblicken.

„Wenn man offenherzig ist, sprach die Herzogin, muß man sich zeigen, wie man ist, und nichts aus Rücksichten auf die Menschen thun.“ Ist es ein Wunder, wenn bei solchen Rathschlägen die junge Fürstin bei öffentlichen Gelegenheiten deutlich den Ueberdruß verrieth, den ihr die Pflichten der Etiquette machten, die sie zu erfüllen hatte? Sobald sie im Innern ihres Hauses war, erschien sie sanft, munter, freundlich und ward von Allen angebetet, die um sie waren.

Josephine war dagegen mehr bei dem Volke, weniger in ihrem häuslichen Kreise beliebt. Ihr Zweck war nur, Effekt zu machen; während Marie Luise jeder Ziererei, jedem Erborgten feind war. Die erste Kaiserin hatte den Vortheil, den Geist der Franzosen zu kennen, und sie zog aus dieser Kenntniß allen möglichen Nutzen. Niemand hatte

je so viel Gewalt über Napoleon, und selbst nach der Scheidung behielt sie einigen Einfluß auf ihn, so daß Marie Luise ein wenig eifersüchtig auf sie war und es nicht gerne hatte, daß man in ihrer Gegenwart jener erwähnte. Josephine ward überall ihrer Wohlthätigkeit wegen gerühmt, Niemand aber sprach von den Wohlthaten der neuen Kaiserin. Und doch war Marie Luise sehr wohlthätig, aber man betrog sie bei der Vertheilung ihrer Wohlthaten. Unter Josephinen hatte ihre Oberhofdame, Frau von Rochefoucault, selbst die Aufsicht über die Vertheilung der Unterstützungen, welche die Kaiserin bewilligte. Sie hatte zwei redlichen und achtungswürdigen Männern den Auftrag gegeben, die Hausarmen aufzusuchen, und sich nach der Lage derjenigen, die Hilfe begehrten, auf das Genaueste zu erkundigen. Kleine Gaben, auf diese Weise verliehen, konnten viele Familien neu beleben und beglücken, deren Segnungen Josephinens Nahmen durch ganz Frankreich trugen. Marie Luise gab von ihren Nadelgeldern den Armen monatlich zehntausend Franken, zweimal so viel als Josephine zu gleichem Zwecke bestimmt hatte; aber leider hielt es die Herzogin von Montebello unter ihrer Würde, sich persönlich um die

Vertheilung jener Summe zu bekümmern. Sie verließ sich gänzlich auf ihren Sekretair, einen ehemahligen Kammerdiener des Grafen von Artois. Er war auch Sekretair der Frau von Rochefoucault gewesen, aber er, der unter Josephinens Oberhofdame nichts gewesen war, wurde allmächtig unter ihrer Nachfolgerin. Dieser Mensch, ohne Grundsätze und ohne Sitten, eignete sich einen großen Theil der zur Vertheilung bestimmten Summen zu, und unterhielt mit dem Uebrigen einige verworfene Weiber, mit welchen er lebte, so daß den Armen nur wenig von den Almosen der Kaiserin zufloß. Unzählige Klagen und Beschwerden erhoben sich gegen ihn und die Herzogin von Montebello, die der Kaiserin nie zu Ohren kamen. Die Herzogin selbst hatte Gelegenheit, seine Veruntreuungen zu erfahren, aber es schadete ihm nicht. Eines Tages, als die Kaiserin den botanischen Garten besuchte, befahl sie der Herzogin v. Montebello, dem Gärtner 500 Franken zu geben. Diese gab ihrem Secretair den Auftrag, die Summe zu bezahlen. Einige Tage nachher, als die Herzogin mit andern Frauen in den Garten kam, dankte ihr der Gärtner für die ihm von der Kaiserin geschenkten 200 Franken. Der Secretair hatte sich

das Uebrige zugeeignet. Auch dieß aber wurde mit vielem andern vergessen, und so entbehrte der Arme die Hilfe, welche die Kaiserin ihm zugedacht hatte, und diese die Segnungen, die sie dafür hätten belohnen müssen.

Marie Luise beschränkte ihre Wohlthätigkeit nicht auf die monatlich den Armen bestimmte Summe. Jeder Unglückliche, den man ihr nannte, erhielt Beweise ihrer Großmuth. Ihre erste Regung kam immer aus ihrem eigenen Herzen, das Güte und warmes Gefühl leiteten. Nicht so bei der zweiten; sie war kalt, unruhig, mißtrauisch, und man erkannte darin den fremden Einfluß. Unter mehrern Beispielen, die ich geben kann, nur eines, wovon ich Zeuge war. Eines Abends, als die Kaiserin eben von der Tafel aufgestanden und in den Saal gegangen war, kam ein Lackai, ein sehr redlicher Mensch, ganz erschüttert zu einer der Hofdamen, ihr zu sagen, daß eine Familie in dem siebenten Stockwerke eines Hauses, die aus Vater, Mutter und sechs Kindern bestand, seit zwei Tagen nichts zu essen habe. Die Hofdame gab ihm ein Almosen für die Unglücklichen und als die Kaiserin zurück kam, sprach sie mit ihr von der Lage der Bedrängten. Die Kaiserin befahl,

den Armen auf der Stelle 400 Franken zu bringen. Man stellte ihr vor, es sey fast Mitternacht, und die unglückliche Familie habe einen Beistand erhalten, womit sie sich bis zum folgenden Tage helfen könne. Nein, sagte die Kaiserin, man soll hingehen. Der Gedanke macht mich glücklich, daß ich ihnen eine ruhige Nacht geben werde. Es geschah und seitdem genoß diese Familie ihre Wohlthaten.

Die Kälte, welche die Kaiserin außer dem Kreise ihrer Vertrauten zeigte, war so bekannt, daß man ihr sogar vorwarf, sie erstrecke sich auch auf ihren Sohn. Daran war jedoch keinesweges Mangel an Zuneigung, sondern vielmehr ein Uebermaß von Gefühl Schuld. Sie, die nie mit Kindern Verkehr gehabt hatte, wagte es nicht, ihn zu liebkosen, aus Furcht, ihm wehe zu thun. Das Kind hatte auch weit mehr Zuneigung gegen seine Hofmeisterin, als gegen seine Mutter, worauf die Kaiserin ein wenig eifersüchtig war. Der Kaiser nahm ihn in die Arme, so oft er ihn sah; liebkoste und neckte ihn, trug ihn vor einen Spiegel und machte ihm Gesichter. Beim Frühstücke hatte er ihn auf dem Schooße, tauchte den Finger in die Brühe, ließ ihn daran saugen und beschmutzte

ihm das Gesicht damit. Die Hofmeisterin schmollte, der Kaiser lachte, und das Kind, fast immer munter, schien die ungestümen Liebkosungen seines Vaters gern zu haben. — Ehe der Prinz zwei Jahre alt war, mußte er regelmäßig bei dem Frühstücke des Kaisers seyn, wohin sich die Kaiserin auch begab.

Bis zur Zeit ihrer Entbindung hatten sie beide zu einer ziemlich bestimmten Stunde zusammen gefrühstückt, zu jener Zeit aber ging der Kaiser zu seiner alten Gewohnheit zurück, aß so oft ihn hungerte, oder wenn seine Beschäftigungen es ihm erlaubten, und er hatte verlangt, daß die Kaiserin fortfahren sollte, zu ihrer gewöhnlichen Zeit zu frühstücken. Als der kleine Napoleon zu sprechen anfing, wurde er, wie andere Kinder, ein großer Frager. Er sah gern die Menschen, die im Garten der Tuilerien spazieren gingen, und oft unter seinen Fenstern stehen blieben, um ihn zu sehen. Er bemerkte sehr bald, daß viele Menschen mit Papierrollen unter dem Arm ins Schloß gingen, und fragte seine Hofmeisterin, was das bedeute. Sie sagte ihm, es wären Unglückliche, die seinen Vater um eine Gnade bitten wollten. So oft er seitdem Jemand mit einer Bittschrift sah, schrie

und weinte er, und ruhte nicht, bis man sie ihm gebracht hatte, und er verfehlte nicht, jeden Morgen beim Frühstücke seinem Vater diejenigen vorzulegen, die er am Tage vorher gesammelt hatte. Man kann denken, daß dieß bald überall bekannt wurde und daß man es dem Kinde nicht an Bittschriften fehlen ließ.

Eines Tages sah er unter seinen Fenstern eine Frau in Trauer, die einen Knaben, gleichfalls in Trauerkleidern, an der Hand hatte. Der Knabe hielt eine Bittschrift in der Hand und zeigte sie von fern dem Prinzen. Dieser wollte wissen, warum der arme Kleine ganz schwarz gekleidet sey. Die Hofmeisterin antwortete, ohne Zweifel sey sein Vater gestorben. Der Prinz wünschte lebhaft, mit dem Kinde zu sprechen. Frau von Montesquiou, die jede Gelegenheit ergriff, sein Gefühl zu entwickeln, gab es zu, und befahl, den Knaben mit der Mutter herein kommen zu lassen. Es war eine Wittwe, deren Mann im Kriege gefallen war; sie hatte keine Hilfsmittel und bat um ein Jahrgeld. Der junge Napoleon übernahm die Bittschrift, und versprach, sie seinem Vater zu geben. Am andern Morgen machte er sein gewöhnliches Pakt zurecht, aber er behielt die andre

Bittschrift, die ihm besonders am Herzen lag, zurück. Als er seinem Vater die übrigen, wie gewöhnlich, zusammen gegeben hatte, sagte er: „Vater, da ist eine Bittschrift von einem kleinen Kinde, das sehr unglücklich ist. Du bist Schuld, daß sein Vater todt ist. Er hat nichts mehr. Gieb ihm eine Pension, ich bitte dich.“ Napoleon schloß das Kind zärtlich in seine Arme, bewilligte das Jahrgeld und ließ den Bescheid an demselben Tage ausfertigen. So hatte das Kind, als es erst drei Jahre war, schon das Glück, die Thränen einer Familie zu trocknen.

Es ist durchaus falsch, daß man ihn mit Ruthen gezüchtigt habe. Frau von Montesquiou bediente sich verständigerer und wirksamerer Mittel, ihn von seinen Fehlern zu entwöhnen. Er war im Allgemeinen sanft, gelehrig, und hörte ziemlich auf vernünftige Vorstellungen, zuweilen aber überließ er sich freilich seinem Zorne. Eines Tages, als er sich mit großem Geschrei auf der Erde wälzte, und auf alles, was seine Hofmeisterin ihm sagte, nicht achten wollte, schloß sie Fenster und Laden. Der erstaunte Knabe stand sogleich auf, vergaß, was ihn in Aerger gebracht hatte, und fragte, warum sie das thue. „Ich fürchte, die

Leute werden Sie hören," antwortete die Gräfin. „Glauben Sie, die Franzosen würden etwas von einem Prinzen, wie Sie, wissen wollen, wenn sie erführen, daß Sie so in Zorn gerathen?"

Glaubst du denn, daß man mich gehört hat? fragte das Kind. Das sollte mir sehr leid thun. Vergib mir, Mama Quion (so nannte er sie) ich will's nicht wieder thun.

Auf diese Art wußte eine geistreiche Frau dem jungen Prinzen jene Furcht vor Tadel, jene Achtung vor der öffentlichen Meinung einzuflößen, die unter allen Volksklassen so nöthig sind, und suchte die glücklichen Anlagen zu benutzen, die das Kind von der Natur erhalten hatte.

Gegen Ende des Jahres 1811 reisete der Kaiser nach Holland. Während dieser Reise fing er an, die Mißverständniße zu merken, die zwischen ihm und dem Kaiser von Rußland entstanden. Er brachte zwei Monate damit zu, die vorzüglichsten Städte und Häfen zu besuchen, und wurde überall, besonders in Amsterdam, sehr kalt empfangen. Kein Wunder; die Holländer konnten in ihm nur den Zerstörer ihres Handels, und folglich ihres Wohlstandes erblicken; aber er ward dafür durch die Begeisterung entschädigt, die er in Brüssel er-

weckte, wo die Kaiserin, auf ihres Gemahls Empfehlung, für 150,000 Franken Spitzen kaufte, um die Manufakturen zu beleben. Die Einfuhr der englischen Fabrikwaaren in Frankreich, war zu jener Zeit strenge verboten, und alle, die man wegnehmen konnte, wurden ohne Schonung verbrannt. Die Folge davon war, daß Jedermann darnach trachtete, denn bekanntlich braucht man eine Sache nur zu verbieten, um das Verlangen zu erregen. In Belgien gab es damals eine Menge verborgene englische Waaren. Alle Frauen im Gefolge der Kaiserin machten ansehnliche Einkäufe, und die Kaiserin selbst wollte einige haben. Mehrere Wagen wurden damit beladen, nicht ohne Besorgniß, daß der Kaiser davon Wind erhielte, und alles bei der Ankunft in Frankreich wegnehmen ließe. Man reiste ab, und kam mit den verbotenen Waaren nach Koblenz. Funfzehn Wagen mit dem kaiserlichen Wappen, die gleichsam den Vortrab bildeten, kamen zu gleicher Zeit vor den Stadtthoren an. Die Zollbeamten wußten nicht, was sie thun sollten. Einige wollten die Wagen anhalten und durchsuchen, Andere sprachen dagegen, und behaupteten, man sey allem, was dem Kaiser gehöre, eine ehrerbietige Rücksicht schuldig.

Diese letzte Meinung siegte. Die Wagen gingen frei durch, und als sie einmahl über die erste Zollinie waren, brachten sie glücklich eine Ladung verbotener Waaren nach Paris. Hätte man sie angehalten und weggenommen, so würde Napoleon, weit entfernt, es übel zu nehmen, gewiß von Herzen gelacht, und wahrscheinlich denjenigen belohnt haben, der den Muth gehabt hätte, seine Pflicht zu erfüllen.

Während dieser Reise entwarf er den Plan zu seinem unglücklichen Feldzuge nach Rußland. Er wußte, daß dieses Unternehmen keineswegs allgemeine Billigung erhalten werde, und wahrscheinlich ging er von der Absicht aus, die Unzufriedenheit zu stillen, welche es erwecken mußte, als er die Herzen an sich zu ziehen suchte, indem er alle Mittel zu gefallen aufbot, deren er viele besaß, wenn er sich ihrer bedienen wollte.

Man sah ihn nie liebenswürdiger und freundlicher. Er nahm jeden gütig auf, und sprach mit allen die Sprache, die jeder gern hörte; er war Bankier in Amsterdam, Kaufmann in Brüssel, Kaper in Antwerpen; er besuchte die Manufakturen, untersuchte die Werfte, hielt Heerschau über die Truppen, hielt Anreden an die Seeleute, und ging

auf die Bälle, die man ihm in allen Städten gab, wo er sich aufhielt.

Die Wahlversammlungen kamen während seiner Abwesenheit zusammen. Der Marschall Duroc, der bei dem Wahl-Collegium des Meurthe-Departements den Vorsitz führte, erschien zwei Tage nach des Kaisers Rückkehr nach Paris bei ihm, als er frühstückte. Nun, sprach Napoleon, was sagt man in Nancy von M.? — Dieser war des Kaisers Kammerherr, der im Departement geboren war, wo er große Güter besaß, aber bei seinem Herrn nicht sehr in Gunst stand.

Er steht allgemein in Achtung, erwiederte Duroc.

Unmöglich, Marschall, er ist ja ein Dummkopf.

Ew. Majestät verzeihe, er ist kein Dummkopf, er ist ein beliebter und geachteter Mann, weil er es verdient.

Napoleon lachte und fing ein anderes Gespräch an. Er ließ sich nicht gern widersprechen, aber er wußte den Muth eines Mannes zu würdigen, der eine entgegen gesetzte Meinung mit Adel zu behaupten verstand.

Herr von Narbonne hatte in der Wahlversamm-lung eines von der Hauptstadt ziemlich entfernten Departements den Vorsitz geführt. Was sagt man von mir in den Departements, durch welche Sie gekommen sind? fragte ihn der Kaiser. Sire, antwortete Narbonne, Einige sagen, Sie wären ein Gott, Andere, Sie wären der Teufel, aber jeder gibt zu, daß Sie mehr als ein Mensch sind.

Napoleon, der mit dem Herrn von Beauharnois, Ehren-Cavalier der Kaiserin, nicht sehr zufrieden war, wollte den Herrn von Narbonne zu dieser Stelle erheben. Er war ein geistreicher feiner Mann. Die Herzogin von Montebello fürchtete ihn, und zog Herrn von Beauharnois vor, den sie unter ihren Schutz genommen hatte. Sie stellte der Kaiserin vor, sie müsse Beauharnois behalten, wäre es auch nur aus Politik, denn wenn man seine Stelle einem andern gebe, werde man gewiß das Gerücht verbreiten, daß sein Name und seine Verwandtschaft mit Josephine an seiner Ungnade Schuld wären. Marie Luise glaubte es, und sie verwendete sich so dringend bei dem Kaiser für ihn, daß Napoleon ihm seine Stelle ließ, und den Herrn von Narbonne zur Entschädigung zu seinem Adjutanten machte.

Nie war der französische Hof so glänzend, als während des Winters, nach der Reise durch Holland. Mitten unter Festen und Vergnügungen aller Art machte Napoleon den Entwurf zur Eroberung Rußlands. Ein verzogenes Kind des Glückes, berauscht von Schmeicheleien, kaum an die Möglichkeit eines Unfalles denkend, schien er im Voraus seine künftigen Siege zu feiern, und dem Vergnügen die Vorbereitungen zum Kriege aufgetragen zu haben. Kein Tag verging, ohne Schauspiel, Conzert oder Maskenball bei Hofe. Nichts glänzender, als diese Versammlungen, besonders bot der Schauspielsaal einen blendenden Anblick dar. Der Kaiser und die Kaiserin befanden sich in einer Loge, dem Theater gegenüber, ihnen zur Seite die Prinzen und Prinzessinnen des Hauses, rechts die Loge der fremden Gesandten, links die französischen Minister; alle übrigen ersten Logen, oder vielmehr die dazu dienende Galerie, war für die hoffähigen Frauen bestimmt, die stets in vollem Anzuge und von Diamanten strahlend, erschienen. Im Patterre sah man Männer mit Ordensbändern und Kreuzen aller Art. Die Logen des zweiten Ranges waren für diejenigen Personen bestimmt, die Eintrittskarten erhalten hat-

ten, deren bei jeder Vorstellung ungefähr hundert vertheilt wurden. Die Frauen konnten nur in vollem Putz und die Männer nur im Rock und mit Degen erscheinen. Während der Zwischen-Akte wurden von Hoflakaien in des Kaisers Livree, Eis und andre Erfrischungen im ganzen Saale reichlich umher gereicht. Der Maskenball war durch Mannigfaltigkeit reicher Trachten nicht weniger glänzend. Es war Napoleons Lieblingsunterhaltung. Er wußte stets voraus, unter welcher Verkleidung die Frauen erschienen, die er necken wollte; und da er mit allen ärgerlichen Geschichten und allen Liebesverständnissen an seinem Hofe bekannt war, so machte er sich das boshafte Vergnügen, die Frauen zu quälen und ihre Männer und Liebhaber zu beunruhigen.

Der Frühling kam, und der Kaiser begab sich mit Marie Luise nach Dresden, wo man den Kaiser von Oesterreich mit seiner Gemahlin und den Erzherzogen erwartete. Die Erzherzoge hatten sich anfangs geweigert, mußten aber des Kaisers ausdrücklichem Willen folgen. Sie besuchten Napoleon, sprachen kaum ein Wort während der Zusammenkunft und reisten eine Stunde nachher wieder ab. Die Kaiserin mußte, nach dem Willen

ihres Gemahls, den größten Aufwand zeigen. Alle Diamanten der Krone gingen mit nach Dresden. Marie Luise war im buchstäblichen Sinne mit Edelsteinen bedeckt, und ihrer Stiefmutter, die gleichfalls nichts vergessen hatte, um mit Glanz zu erscheinen, war es empfindlich, sich von ihrer Tochter verdunkelt zu sehen. Sie haßte Napoleon. Vergebens bot er bei ihr alle Hilfsmittel französischer Artigkeit auf, aber er konnte ihre Abneigung nicht überwinden, welche sie oft wider Willen verrieth.

Die beiden verwandten Höfe brachten indeß einige Tage in dem besten Vernehmen mit einander in Dresden zu, und trennten sich in vollkommener Eintracht, wenigstens dem Scheine nach. Die Kaiserin ging nach Paris zurück, und Napoleon reisete nach Polen. Es riefen ihn die Wünsche des Volkes dahin, das glaubte, er wollte ihr Königreich in seinen alten Grenzen herstellen. Er that es nicht; er hatte andere Absichten, und das war ein Fehler, der ihm theuer zu stehen kam. Er zog an der Spitze des schönsten Heeres, das Frankreich je gerüstet hatte, verstärkt von den Hilfsvölkern Italiens und des Rheinbundes, mit einer furchtbaren Artillerie und unermeßlichen Vorräthen. Anfangs schien der Sieg seinem alten

Günstlinge treu bleiben zu wollen und er war bald in Smolensk. Hier hatte er einen Augenblick den Gedanken, nicht weiter vorzurücken; er sprach davon mit seinen Vertrauten, und nannte das Land, wo er war, ein barbarisches; aber einer seiner Generale machte ihm die Bemerkung, er habe so oft den Frieden in der Hauptstadt unterzeichnet, und müsse auch den Frieden mit Rußland in Moskwa schließen. Er achtete auf diesen unbedachtsamen Rath und das Heer rückte gegen die alte Hauptstadt Rußlands vor.

In Paris begab sich indessen ein sonderbares Ereigniß. Ein, dem Gefängnisse entflohener Mann (Mallet), bemächtigte sich des Polizei-Ministers, warf ihn ins Gefängniß, besetzte einige Militair-Posten und war im Begriff, in wenigen Stunden den Kaiserthron umzuwerfen. Das Unternehmen wurde schlecht geleitet, aber der Augenblick konnte nicht glücklicher gewählt werden. Der Krieg gegen Rußland hatte ein allgemeines Mißvergnügen erweckt, und die neuen Aushebungen, die dadurch nöthig wurden, machten alle Volksklassen unzufrieden. Man fürchtete Napoleons glückliche Erfolge, weil man überzeugt war, er werde alsdann ein Heer zu Lande absenden, um den Versuch zur

Zerstörung der englischen Herrschaft in Indien zu machen. Dieß war das eigentliche Ziel seiner Wünsche und seines Ehrgeizes. Seine weite Entfernung gab Muth zu freieren Aeußerungen, zu dreisterem Murren. Die Minister fürchtete man wenig und verachtete sie sehr. Alles schien sich zur Begünstigung einer Verschwörung zu vereinigen.

Der General Mallet, dem Kaiser verdächtig, ward unter dem Vorwande einer Geisteszerrüttung, in einem Krankenhause aufbewahrt. Er wagte es, den Entwurf zu einer Umwälzung, ohne festen Plan, ohne Gehilfen, ohne Geld, auszuführen. Es gelang ihm, aus dem Gewahrsam zu entfliehen, und mit einem vorgeblichen Senatsbeschlusse versehen, der den Tod des Kaisers ankündigte, und den General Mallet zum Kriegsbefehlshaber von Paris ernannte, begab er sich mitten in der Nacht, ganz allein in eine Kaserne, wo er den angeblichen Beschluß vorlas und ein Regiment, das er daselbst fand, ihm zu folgen bewog. Von hier begab er sich zu dem Gefängniß de la Force, und Kraft der sich selbst gegebenen Gewalt, ließ er den General Lahorie in Freiheit setzen, der daselbst auf Befehl der Polizei verhaftet saß und auf welchen

Mallet rechnen zu können glaubte. Der Befreite ging mit einer Abtheilung desselben Regiments in die Wohnung des Polizei-Ministers, meldete ihm den Tod des Kaisers, sagte ihm, er sey von dem Senate angewiesen, ihn fest zu halten, und der Herzog von Rovigo, von diesen beiden Nachrichten verblüfft, ließ sich wie ein Schaf fangen. Vor sieben Uhr Morgens war er in demselben Gefängnisse eingesperrt, das Lahorie wenige Stunden vorher verlassen hatte, und bald leistete ihm der Polizei-Präfekt, der sich eben so leichtgläubig hatte fangen lassen, Gesellschaft.

Mallet hatte sich indeß zu dem Generalstabe begeben, um den General Hulin gefangen zu nehmen. Dieser aber war nicht so leichtgläubig. Er wollte das Dekret des Senats sehen, und Mallet, indem er sich stellte, als ob er es suchen wollte, zog ein Pistol und zerschmetterte dem General den Kinnbacken. In diesem Augenblicke kam der General-Adjutant Laborde, ein thätiger und unerschrockener Mann, dazu. Als er vernahm, was vorgegangen war, überzeugte er die Offiziere, die bei Mallet waren, daß sie sich von einem Betrüger hatten hintergehen lassen, und nahm ihn gefangen. Darauf begab er sich in das Polizei-Mi-

nisterium. Hier fand er Lahorie, der eben dem Sekretair Befehl gegeben hatte, ein Umlaufschreiben auszufertigen, und sich eifrig mit einem Schneider wegen eines neuen Kleides besprach. Laborde ließ ihn verhaften und eilte alsdann in das Gefängniß La Force, um den Polizei-Minister zu befreien. Im Departements-Rath fand er einen andern von Mallet abgesandten Mann, und der leichtgläubige Präfekt war eben beschäftigt, einen Saal einrichten zu lassen, wo sich die provisorische Regierung versammeln sollte. Um 11 Uhr war alles wieder in Ordnung.

Marie Luise war in St. Cloud, als diese Bewegung in Paris statt fand. Man muß zu ihrem Ruhme sagen, daß sie bei dieser Gelegenheit Kaltblütigkeit und Muth zeigte. Sie gab den wenigen Truppen, die sich in der Nähe befanden, Befehl, unter die Waffen zu treten, aber kaum war es geschehen, als schon die Nachricht von der Verhaftung der Verschwörer eintraf.

Die Nachricht von dem vorgeblichen Tode des Kaisers und die wahrere Nachricht von der Verhaftung des Polizei-Präfekts hatten sich schnell in Paris verbreitet, ohne Eindruck zu machen. Man sah weder Aeußerungen von Freude, noch Be-

weise von Kummer, und die bei allen frühern Umwälzungen so unruhigen Vorstädte St. Antoine und St. Marceau, blieben ganz ruhig. Die einzige Regung, welche die Pariser zu fühlen schienen, glich dem Gefühle, das die Zuschauer einer Partie Trictrac haben; sie waren neugierig zu sehen, was für ein Ende Alles nehmen werde. Am folgenden Tage dachte man nicht weiter daran, als um einige heißende Spöttereien gegen den Polizei-Minister zu sagen. Bei dieser Gelegenheit muß ich eines Umstandes erwähnen, der dem armen Lahorie Ehre macht. Ein Jahr vor der Zeit, von der hier die Rede ist, sollte er erschossen werden. Savary, der ihn früher gekannt hatte, rettete ihm das Leben. Als man bei der Verschwörung den Minister verhaftete, wollte ein Unteroffizier, der Lahorie begleitete, jenen tödten. Lahorie aber fiel dem Unteroffizier in den Arm, entwaffnete ihn, und sagte ihm, er werde es nicht dulden, daß man den Herzog, dem er das Leben zu danken habe, antaste. Savary that alles, was in seinen Kräften stand, um Lahorie's Verurtheilung zu hindern, und als es ihm nicht gelang, sorgte er eifrig für dessen Hinterlassene.

Ich will hier einige Umstände erwähnen, die den ungünstigen Eindruck mildern werden, den einige gegen den Herzog von Rovigo gerichtete Schmähschriften gemacht haben. Sein Vater, Oberstlieutenant im Regiment Royal-Normandie, stellte seinen sechzehnjährigen Sohn im Jahre 1789 darin an. Der junge Mann blieb hier sechsthalb Jahre, als Adjutant des Generals Ferino. Nach dem 18. Fructidor kam er als Adjutant zum General Desaix, unter welchem er in Aegypten stand, und ging mit ihm nach Europa zurück. Nach Desaix's Tode, wurde er Napoleons Adjutant. Er hatte sich stets durch große Thätigkeit und Pünktlichkeit im Dienste seinen Generalen empfohlen. Ein großer Ehrgeiz und Trieb sich aufzuschwingen, lagen in seinem Wesen. Seine Sitten waren roh; sein Ton absprechend, aber er hatte natürlichen Verstand, und viel Anhänglichkeit. Er sagte, wenn vom Kaiser die Rede sey, kenne er weder Weib, noch Kind, noch Freunde. Das war Fanatismus der Dankbarkeit. Man muß ihm aber die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er nie einen seiner alten Freunde verläugnet hat. Alle Offiziere seines ehemaligen Regiments, sie mochten ausgewandert seyn, oder nicht, wurden angestellt, so bald sie

sich an ihn wendeten. Seinem ehemaligen Oberstlieutenant verschaffte er eine Präfektur, und so könnte ich zweihundert Menschen nennen, die ihm ihr Glück verdanken. Wie oft war er nicht als Polizei-Minister, durch den Schutz, welchen er diesem oder jenem gewährte, Unannehmlichkeiten ausgesetzt! Die Herren von Polignac verdankten ihm unter andern eine große Milderung ihrer Gefangenschaft.

Napoleon war, als jene Ereignisse in Paris sich zutrugen, in Moskwa. Alexander täuschte seinen Feind durch Friedensvorschläge, weil er auf einen mächtigen Verbündeten rechnete, der unfehlbar ankommen und den Franzosen verderblicher als jedes Heer werden mußte. Verständige Beobachter fürchteten und ahneten Unfälle, Napoleon aber war taub gegen jeden andern Rath, und konnte sich nicht entschließen, umzukehren, ohne einen entscheidenden Schlag gethan zu haben. Der Fürst Poniatowski warf sich ihm endlich zu Füßen. Ihre Armee läuft die größten Gefahren, sprach er. Ich kenne dieses Klima. Es ist heute ein schöner Tag, und das Thermometer zeigt nur vier Grade; aber morgen, vielleicht heute Abend schon, kann es auf 20 oder 30 fallen.

Napoleon gab nach und ertheilte Befehl, daß zwei Tage später das Heer aufbrechen sollte. Aber am nächsten Tage schon traf ein, was Poniatowski vorher gesagt hatte. Man kennt die verderblichen Folgen. Das französische Heer ward gänzlich zerstört, und was Hunger, Kälte und das Schwert der Russen schonte, mußte in die Gefangenschaft nach Sibirien wandern. Der Kaiser zog sich zurück, wenn man eine eilige Flucht Rückzug nennen will, denn er hielt sich nicht eher auf, bis er das sächsische Gebiet erreicht hatte. Man erhielt in Paris jenen furchtbaren, von Napoleon selbst verfaßten, Bericht, der viel von unserm Unglück verrieth, ohne es jedoch in seinem ganzen Umfange zu entdecken. Ganz Frankreich war in Bestürzung; fast jede Familie hatte einen Verlust zu beweinen, oder zu fürchten.

Napoleon reisete ohne Aufenthalt aus Sachsen nach Paris. Er hatte der Kaiserin mehrere Briefe geschrieben, aber ohne ihr seine Rückkehr zu melden. Er kam unerwartet. Marie Luise, seit einiger Zeit traurig und leidend, hatte sich eben zu Bette gelegt. Die Hofdame, die im Nebenzimmer schlief, war im Begriff, sich auch niederzulegen und wollte eben alle Thüren verschließen, als im

Vorsaal mehrere Stimmen laut wurden. In demselben Augenblicke öffnete sich die Thüre, und zwei Männer in großen Pelzmänteln traten herein. Sie stürzte zu der Thüre, die zu dem Schlafzimmer der Kaiserin führte, um den Eintritt zu wehren; aber Einer der beiden Männer schlug seinen Mantel auf und sie erkannte den Kaiser. Ein Schrei, den sie ausstieß, sagte der Kaiserin, daß etwas Außerordentliches im anstoßenden Zimmer vorging, und sie wollte aus dem Bette springen, als Napoleon sie in seine Arme schloß. Das Wiedersehen war zärtlich und herzlich. Des Kaisers Begleiter war Caulaincourt, mit welchem er in einem schlechten Halbwagen angekommen war. Nur mit Mühe hatte er den Palast sich geöffnet, so wenig dachte man an seine Rückkehr.

Der Hof war in diesem Winter nicht so fröhlich, als im vorhergehenden. Nur selten gab es Feste, und das Vergnügen schien verbannt zu seyn. Napoleon war eine Zeitlang finster, traurig und nachdenkend, zeigte sich selten öffentlich und schien einen üblen Empfang zu fürchten. Er irrte sich aber darin, und das Volk bewies es ihm, sobald er öffentlich erschien. Man sah ihn in einem neuen Lichte. Er war nicht mehr der immer sieg-

reiche Held; er war zum erstenmale unglücklich und ein Flüchtling; man tadelte seine Fehler, man seufzte über den Verlust, den er erlitten hatte; aber Theilnahme und Zuneigung erwachten wieder, als man ihn sah, und lauter Zuruf begrüßte ihn; nicht jener bezahlte Zuruf, sondern ein Ruf, der aus dem Herzen kam. Der Franzose ist ungemein großmüthig und bewies es bei dieser Gelegenheit; diejenigen selbst, die den Kaiser nicht liebten, beobachteten Stillschweigen und spotteten nicht eines Unglückes, das man bei so vielen Erinnerungen wohl noch für vorübergehend halten konnte.

Dieser günstige Empfang ermuthigte Napoleon, und schon entschlossen, schnell ein neues Heer zu bilden, suchte er sich beliebt zu machen, weil er wußte, daß den Franzosen kein Opfer zu schwer wird, wenn sie es einem Fürsten bringen müssen, den sie lieben. Er zeigte sich häufiger, besuchte alle Anstalten, alle öffentlichen Arbeiten, bloß von einem Adjutanten begleitet, sprach freundlich mit Jedem, der ihm begegnete, und ließ auf seinem Wege Beweise seiner Wohlthätigkeit und Freigebigkeit zurück. Er traf zuweilen Leute, die es wagten, den Friedenswunsch auszusprechen. Er

antwortete, der Friede sey der einzige Gegenstand seines Wunsches; Frankreich habe genug Kriegsruhm erworben, und er wolle nur noch einen Feldzug machen, um Europa's Ruhe auf festen Grundlagen zu sichern. Frau von Montesquiou, die ihrem erlauchten Zöglinge früh die Grundsätze der Frömmigkeit einzuflößen suchte, die sie selbst auszeichneten, hatte ihn gewöhnt, Morgens und Abends zu beten. Seit den Unfällen in Rußland setzte sie dem Gebete des Kindes die Worte hinzu: „Lieber Gott, gib meinem Vater den Wunsch, Frieden zu machen, zum Glücke Frankreichs und unser Aller.“ Napoleon war eines Abends im Zimmer seines Sohnes, als die Stunde des Gebetes kam; aber Frau v. Montesquiou änderte gar nichts in jenen Worten und Napoleon hörte, wie der Knabe sie wiederholte. Er lächelte, und machte keine Bemerkung darüber. Die Gesinnungen der Frau von Montesquiou waren ihm bekannt. Sie hatte schon den Muth gehabt, ihm zu sagen, was seine Schmeichler ihm zu verhehlen suchten, daß Frankreich den Frieden wünschte und wie sehr es den Frieden bedurfte. Napoleon hörte sie ruhig an, antwortete, es sey

seine Absicht, Frieden zu schließen, und er fing ein anderes Gespräch an.

Mit unglaublicher Thätigkeit rüstete man sich zu einem neuen Feldzuge. Neue Heere schienen aus den Wolken zu kommen; unermeßliche Magazine von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen bildeten sich überall. Die alten Legionen wurden schnell wieder vollzählig und neue gebildet, die nach und nach von dem Kaiser gemustert wurden. Als er eines Tages ein neugebildetes Jägerregiment unter seinen Fenstern durch den Tuileriengarten ziehen sah, rief er: Ein schönes Regiment! Der Mund wässert Einem, wenn man's sieht.

Die Bildung der Ehrengarden brachte alle alten Edelleute, alle Reichen gegen ihn auf, die sich's viel hatten kosten lassen, ihre Söhne vom Kriegsdienste frei zu machen, und manche hatten sogar zwei- bis dreimahl Stellvertreter kaufen müssen. Diese Maßregel war so ungerecht und unklug, daß Viele glaubten, der Herzog von Feltre, der sie vorgeschlagen hatte, habe eine treulose Absicht dabei gehabt, und dadurch eine Klasse des Volkes, die zwar am wenigsten zahlreich, aber durch Geisteskraft, Reichthum und Einfluß am furchtbarsten war, dem Kaiser abgeneigt machen

wollen, kurz man glaubte, er sey von einer fremden Macht gewonnen worden. Sein späteres Betragen war nicht geeignet, diesen Verdacht zu tilgen, und was mit dem Obersten Czernitschew vorfiel, muß ihn noch verstärken. Ich will es hier einschalten, obgleich es sich ein Jahr früher zutrug. Jener Russe, der vor dem Kriege eine Zeitlang in Paris sich aufhielt, schien sich um politische Angelegenheiten gar nicht zu bekümmern. Er besuchte die besten Gesellschaften, die Schauspiele, machte den schönsten Frauen den Hof, war der erklärte Liebhaber von Mehrern und schien nur für das Vergnügen zu leben. Der Polizeiminister argwohnte aber, der Aufenthalt des Obersten könne geheime Beweggründe haben, die man enthüllen müsse. Er ließ ihn scharf beobachten, und erfuhr, daß Czernitschew häufige Zusammenkünfte mit einem Unterbeamten im Kriegsministerium habe. Der Herzog von Rovigo gab dem Kriegsminister einen Wink und theilte ihm seinen Argwohn mit. Der Herzog von Feltre beruhigte ihn mit der Versicherung, daß jene Verbindung bloß aus einer gemeinschaftlichen Liebe zur Musik entstanden sey, und ganz und gar keine Besorgnisse erwecken dürfe. Der Polizeiminister blieb dennoch wachsam, und

erfuhr eines Morgens, der Russe habe Paris am vorigen Abend plötzlich verlassen. Er gab Befehl, das Zimmer, welches Czernitschew bewohnt hatte, sorgfältig zu untersuchen. Man fand Papiere, die in sehr kleine Stücke zerrissen waren, sammelte sie auf und brachte sie dem Minister. Einer von seinen geschicktesten Leuten sollte sie zusammensetzen, um den Inhalt zu errathen. Es war unmöglich, aber so viel wurde klar, daß die Papiere aus einer Abtheilung des Kriegsministeriums gekommen waren, die man dem Herzoge von Feltre anzeigte. Es war dieselbe Abtheilung, worin der verdächtige Beamte arbeitete. Der Minister begab sich sogleich dahin, und in wenigen Stunden erlangte er die Gewißheit, daß alle Plane zum Feldzuge gegen Rußland, der Betrag der Streitkräfte und Hilfsmittel Frankreichs, dem russischen Obersten waren verkauft und mitgetheilt worden, der mit allen diesen Schriften abgereiset war. Der Befehl, ihn zu verhaften, wurde ihm mit dem Telegraphen nachgeschickt, aber Czernitschew war schon über die Grenze, als der Befehl in Mainz eintraf. Viele glaubten, der Herzog von Feltre habe um die Sendung des Obersten gewußt, und ihn unter der Hand begünstigt. Dieser Minister hatte auch bei

der Verschwörung ein verdächtiges Betragen gezeigt. Er behauptete, den Befehl zu Mallet's Verhaftung gegeben zu haben, er wollte zu Pferde gestiegen und durch die Stadt geritten seyn, um das Volk zu beruhigen und aus dem Irrthum zu bringen. Er that alles dieß allerdings, aber erst als Laborde den General Mallet schon verhaftet und den Herzog von Rovigo befreit hatte. Bis dahin blieb er ruhig in seiner Wohnung und schien den Erfolg zu erwarten, um sich zu erklären.

Die Treue der deutschen Bundesgenossen Frankreichs schien noch nicht zu wanken. Napoleon hegte zwar einige Zweifel gegen Oestreichs Aufrichtigkeit, und eröffnete sie dem Herzoge von Bassano, Minister der auswärtigen Angelegenheiten; dieser aber war, wie geistreich und schlau er auch seyn mochte, doch zu jener wichtigen Stelle am wenigsten tauglich und hatte sich schon mehr als einmahl von den fremden Höfen hintergehen lassen. Als Napoleon den Plan zu dem Feldzuge gegen Rußland entwarf, wollte er Nachrichten über die Streitkräfte haben, die dieses Reich aufstellen könnte. Der Herzog von Bassano hatte einen Vertrauten in Rußland, auf welchen er sich gänzlich verließ, und erhielt von ihm eine umständliche Ue-

bersicht der russischen Streitkräfte an Fußvolk, Reiterei und Geschütz. Napoleon zeigte sie Talleyrand und Savary, die beide in Rußland gewesen waren und alle Hilfsmittel dieses Landes kannten. Beide behaupteten, die Angabe sey weit unter der Wahrheit, und Rußlands Kräfte müßten auf das Doppelte angeschlagen werden. Der Herzog von Bassano behauptete, sein Vertrauter könne sich nicht täuschen, und ihn nicht betrügen wollen. Napoleon glaubte ihm, und erst durch eine grausame Erfahrung verschaffte er sich die Kenntniß von den Kräften jenes Reiches. Bei seiner Niederlage in Rußland konnte er sich damit trösten, er sey nur durch die Elemente besiegt worden, aber er sollte bald erfahren, daß er auch durch Menschen überwunden werden konnte. Der Herzog von Bassano betrog sich nicht weniger bei dieser Gelegenheit. Der Kaiser fragte ihn über Oesterreichs Gesinnungen, und der Herzog behauptete auf das Bestimmteste, sie wären friedlich und freundschaftlich. Der leichtgläubige oder getäuschte Minister scheint wirklich diese Ueberzeugung gehegt zu haben, und theilte sie dem Kaiser mit. Marie Luise, die einen Bruch der Verbindung fürchtete, die seit ihrer Vermählung zwischen ihrem Va-

ter und ihrem Gemahl bestanden hatte, wußte dem Minister Dank für das Vertrauen auf die Redlichkeit des Kaisers von Oesterreich, das er bewiesen hatte. Sie liebte die Herzogin von Bassano nicht, aber von jenem Augenblick an schenkte sie derselben ihre Gunst und gab ihr bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer besondern Achtung. Der ganze Hof war erstaunt über die Gunst, welche die Herzogin so plötzlich gewann. Man glaubte den Grund in ihrer vertrauten Freundschaft mit der Herzogin von Montebello zu finden, aber man täuschte sich und ich habe die wahre Ursache angegeben.

Im Frühlinge reisete der Kaiser nach Deutschland, wohin seine Truppen bereits gezogen waren. Vor seiner Abreise ernannte er die Kaiserin zur Regentin des Reichs, und seinen Bruder Joseph zum Präsidenten des Regentschaftsraths. Marie Luise begleitete ihn bis Mainz. Niemand hätte beim Anblicke seines Heeres glauben können, daß es demselben Volke gehörte, das im vorhergehenden Feldzuge ein so schönes und zahlreiches verloren hatte. Jeder kennt den unglücklichen Erfolg des neuen Feldzuges, der den Ueberrest jener alten Schaaren vernichtete, die so lange den Sieg

gefesselt hatten. Aber man war dem Frieden nahe; die vorläufigen Artikel waren in Dresden bereits in Ordnung gebracht, als eine Ungeschicklichkeit des Herzogs von Bassano die Bereitwilligkeit des Kaisers, sie zu unterzeichnen, plötzlich umwandelte. Dießmahl, sprach er zu ihm, als er ihm die Feder überreichte, wird man nicht sagen, daß Sie den Frieden geben, sondern ihn empfangen. Ob der Herzog geheime Beweggründe hatte, die Fortsetzung des Krieges zu wünschen, oder ob er jene Worte entschlüpfen ließ, ohne an die unglücklichen Folgen zu denken, die daraus entspringen konnten, läßt sich unmöglich entscheiden. Genug, der Kaiser glaubte in diesem Augenblicke den ganzen Ruhm seines Lebens verdunkelt zu sehen; er warf die Feder erzürnt von sich, und erklärte, daß er nichts unterzeichnen werde. Die Schlacht bei Leipzig ward bald nachher geliefert. Die Verbündeten verließen Napoleon, der gezwungen war, eben so eilig aus Deutschland zu fliehen, wie er aus Rußland geflohen war, und nur der Aufopferung seiner Garde, die sich in Stücke hauen ließ, um seinen Rückzug zu decken, verdankte er es, daß er bis Mainz kam.

Die Regentin schrieb oft an den Kaiser, und verbarg ihm nicht die Stimmung der Hauptstadt und des Landes, wo man überall laut den Frieden verlangte. Man hatte bei Hofe eben die Nachricht von einigen geringen Vortheilen erhalten, als zwei schlechte Wagen in St. Cloud ankamen. Man erkannte den Kaiser, und seine unerwartete Ankunft schien neue Unfälle anzukündigen. Die Kaiserin war bei ihrem Sohne, als man ihr des Kaisers Ankunft meldete. Sie eilte ihm entgegen, und traf ihn, als er eben die letzten Stufen der Treppe hinauf stieg. Sie warf sich in seine Arme und ihre Thränen strömten. Napoleon umschloß sie, bewegt und gerührt, mit verdoppelter Zärtlichkeit, und ihr Sohn, den seine Hofmeisterin herbei führte, gab den letzten Zug zu einem Familiengemählde, das die wenigen Zuschauer, die Zeugen davon waren, lebhaft ergriff.

Die Kaiserin fürchtete nach den Schritten, die Oesterreich gethan hatte, Napoleons Rückkehr so sehr, als sie dieselbe wünschte. Sie fand ihn ruhig, ergebungsvoll, noch nicht an seinem Glücke verzweifelnd; er berechnete die Hilfsmittel, die ihm noch zu Gebote standen, und er schien nicht im Mindesten daran zu denken, seine Gemahlin

für den Abfall ihres Vaters verantwortlich zu machen.

Es galt jetzt nicht mehr, den Krieg in entfernte Länder zu tragen, Eroberungen zu machen, alte Reiche zu stürzen, und neue zu stiften, sondern den Feind von dem Innern Frankreichs abzuwehren, die Unversehrtheit des Gebiets zu schützen, und die wankende Kaiserkrone zu sichern. Noch einmal mußte ein ganz neues Heer geschaffen, für Waffen, Kriegsvorräthe, Pferde, Lebensmittel, Geld, und vor allen Dingen für Menschen gesorgt werden. Die Maßregel, die man ergriff, glich dem ehemaligen Aufrufe des Heerbanns. Als von neuen Aushebungen die Rede war, stieg das Mißvergnügen aufs Höchste. Die Unzufriedenheit brach zwar nicht in Aufruhr aus, aber man murrte, und die Befehle der Regierung wurden nur theilweise und langsam vollzogen. Man berief die gesetzgebende Versammlung. Die Abgeordneten brachten die Wünsche und Gesinnungen ihrer Wähler mit, die einstimmig für den Frieden waren. Napoleons Unfälle hatten den Freunden der Freiheit wieder einigen Muth gegeben. Der Senat zeigte fortwährend die niederträchtige Schmeichelei, die ihn in den Augen von ganz Frankreich herab

gewürdigt hatte; aber die gesetzgebende Versammlung äusserte mehr Kraft und wagte es, die Wahrheit hören zu lassen. Daher der berühmte Bericht, den ihre ausserordentliche Kommission am 28. December ablegte und die Antwort aus dem Stegreife, die Napoleon ihrer Deputation am 1. Januar 1814 gab.

Napoleon stellte sich an die Spitze eines nicht sehr zahlreichen, in der Eile gebildeten Heeres, um sich einem Schwarme von Fremden aus allen Ländern entgegen zu stellen, die von allen Seiten in das nördliche Frankreich eindrangen. Mit jedem Schritte vorwärts, steigerten sie ihre Ansprüche, aber Napoleon war mehr als einmal in der Lage einen, wenn auch nicht rühmlichen, doch ehrenvollen Frieden machen zu können. Noch einmahl hatte er einen Vertrag in Händen, dem nur die Unterzeichnung fehlte. Ein einzelner Vortheil, den er zum Unglück in diesem Augenblicke erfocht, lähmte seine Hand. Er glaubte den Stern wieder aufgehen zu sehen, der ihn so lange geleitet hatte, und erklärte, er werde nicht eher Frieden schließen, bis er den Feind über den Rhein getrieben habe. Damahls führte er jene geschickt berechnete Bewegung aus, die seinen Sieg herbeiführen sollte,

aber seinen Untergang entschied. Die Feinde sollten von einem, durch alle französischen Heerabtheilungen gebildeten, Carré eingeschlossen werden; die Landleute, durch die Plünderungen der Fremden zur Verzweiflung gebracht, sollten eben so viele leichte Truppen bilden, und die Nachzügler und Flüchtlinge ermorden. Einer seiner Generale aber verrieth ihn, ließ den Kaiser von Rußland mit seinem Heere durch und die fremden Heere standen unter den Mauern von Paris, als Napoleon sie erwartete, um ihnen den Rückzug abzuschneiden.

Marie Luise und ihr Sohn befanden sich zu jener Zeit in Paris, von der Nationalgarde umgeben, welcher der Kaiser bei seiner Abreise sie feierlich anvertraut hatte, und die sich dieses Vertrauens würdig zeigte. Die Kaiserin hatte die Absicht gehabt, sich mit ihrem Sohne auf das Rathhaus zu begeben, aber man brachte sie von diesem Gedanken ab. Sie war nur von feigen und treulosen Rathgebern umringt, die sich Alle vereinigten, ihre Abreise zu betreiben. Lange widerstand sie; ein großes Beispiel hatte in ihrer eigenen Familie Maria Theresia ihr gegeben. Was wagte sie, wenn sie blieb? Als Tochter eines der verbundenen Fürsten, war sie sicher, von den ver-

bündeten Truppen geachtet zu werden, wenn sie in Paris eindrangen. Verlor Napoleon die Krone, so war es ja möglich, sie ihrem Sohne zu erhalten. Verließ sie hingegen Paris, wo sich seit 25 Jahren Frankreichs Schicksal immer entschieden hatte, so gab sie alle Hoffnung auf und überließ das Feld den Anhängern des alten Königsstammes, die sich offen zu zeigen anfingen. Endlich bestimmte Clarke, der Herzog von Feltre, sie zur Abreise, als er in der Versammlung des Staatsrathes einen Brief des Kaisers vorlas, worin dieser ihm befahl, die Kaiserin und ihren Sohn abreisen zu lassen, im Fall Paris bedroht würde, und hinzu setzte, er wollte lieber Beide in der Seine, als in der Gewalt der Verbündeten wissen. In der Nacht vom 28. zum 29. März ward die Abreise beschlossen, und am 29. um 11 Uhr Morgens reisete der ganze Hof nach Rambouillet. Paris ward sich selbst überlassen, und nicht einmahl die natürliche Vorsichtsmaßregel genommen, den Senat und die gesetzgebende Versammlung in eine andre Stadt zu versetzen.

Ich kann mich nicht enthalten, hier eines Umstandes zu erwähnen, den Viele für eine Kinderei halten werden, der aber doch nicht unmerkwürdig

ist. Der junge Napoleon, gewohnt öftere Reisen nach St. Cloud, Compiegne, Fontainebleau, zu machen, wollte in dem Augenblicke, als der Wagen bereit war, sein Zimmer durchaus nicht verlassen. Er schrie laut, wälzte sich auf der Erde, und sagte, er wollte Paris nicht verlassen, und nicht nach Rambouillet gehen. Vergebens versprach seine Hofmeisterin ihm neue Spielsachen. Sobald sie ihn bei der Hand nahm, um ihn hinaus zu führen, fing er wieder an, sich auf der Erde zu wälzen, und zu schreien, er wolle nicht aus Paris gehen. Endlich mußte man ihn mit Gewalt in einen Wagen bringen.

Man hatte während der Nacht in Paris oft den Generalmarsch geschlagen. Die ganze Nationalgarde war auf den Beinen, wenn auch nicht unter den Waffen, denn sehr viele Menschen, die dazu gehörten, hatten keine. Die Anführer verlangten Gewehre vom Herzoge von Feltre, der aber antwortete, er könne über keine verfügen, und doch fanden die Verbündeten nach ihrem Einzuge noch sehr ansehnliche Vorräthe.

Um sieben Uhr hörte man den Donner der Kanonen, die auf den Höhen von Belleville und Montmartre aufgepflanzt waren, in der ganzen

Stadt. Das Geschütz ward von den Zöglingen der polytechnischen Schule bedient, jungen Leuten von siebzehn bis zwanzig Jahren, die sich wie alte Soldaten schlugen. Es fehlte ihnen an Kugeln, als ein Wagen ankam. Sie öffneten ihn eifrig und als sie sahen, daß nur Brod darauf war, riefen sie: Brod brauchen wir nicht, aber Kugeln. Man schickte ihnen zwar Kugeln, aber sey es, daß Verrätherei im Spiele, oder die herrschende Verwirrung Schuld daran war, die Kugeln paßten nicht zum Kaliber.

In der sich selbst überlassenen Hauptstadt wurde eine provisorische Regierung eingesetzt, und eine Kapitulation mit den Verbündeten abgeschlossen, die am folgenden Tage einzogen. Napoleon war fast Zeuge dieses Einzuges, als er an demselben Tage, verkleidet, mit einem seiner Adjutanten ankam, um die Stellung der Feinde zu beobachten. Er verlor nun alle Hoffnung und kehrte ganz muthlos nach Fontainebleau zurück. Er hatte noch 30000 Mann der einst so berühmten Kaisergarde. Sie forderten laut, er sollte sie nach Paris führen, und schwuren, zu siegen, oder unter den Trümmern der Stadt sich zu begraben. Der Kaiser wollte es nicht. Er hatte zu viel gethan für

jene Stadt, als daß er sie zerstören wollte. Seine Weigerung mißfiel den Kriegern und kühlte ihre Begeisterung ab. Die Verrätherei eines Generals, die Vorwürfe, die mehrere andere ihm machten, die Wahrheiten, welche man sich erlaubte ihm zu sagen, mußten ihm nun begreiflich machen, daß Schmeichler nicht Freunde sind. Man drang in ihn, abzudanken, und er faßte diesen Entschluß.

Die Kaiserin hatte sich in Rambouillet nicht aufgehalten und sich mit dem Regentschaftsrath und einem Theil des Hofes nach Blois begeben. Man genoß in dieser Stadt die größte Sicherheit, da die Verbündeten nach dieser Seite nicht vorgerückt waren. Man sagte der Kaiserin nichts von allem, was in Paris vorging. Die Verfügungen der provisorischen Regierung, die Beschlüsse des Senates, waren ihr unbekannt; man ließ ihr keine Zeitungen zukommen, und erwähnte nie gegen sie der Bourbonischen Familie. Sie konnte daher kein anderes Unglück voraus sehen, als die Nothwendigkeit, worin sich Napoleon gesetzt sehen könnte, den Frieden auf vorgeschriebene Bedingungen zu schließen, und war weit entfernt, zu glauben, daß der Kaiser von Oesterreich, daß ihr Vater seinen Schwiegersohn entthronen und sei-

nen Enkel einer Krone berauben wolle, die dieſem einſt zufallen mußte. Erſt am Morgen des 7. Aprils wurde ihr die Wahrheit bekannt. Eine ihrer Hofdamen, die in Paris geblieben war, um zu ſehen, welche Wendung die Dinge nehmen würden, kam zu ihr zurück und eröffnete ihr die wahre Lage der Sachen, die Stimmung der Gemüther in der Hauptſtadt, und zeigte ihr die Wahrſcheinlichkeit einer bevorſtehenden Abdankung des Kaiſers. Marie Luiſe erkannte nun, daß ſie einen Fehler begangen hatte, als ſie Paris verließ. Sie faßte den Entſchluß, ſogleich dahin zurück zu kehren, ungeachtet der Gegenwart der fremden Heere, wovon ſie, wie ſie wußte, nichts zu fürchten hatte. Vielleicht hätte ihre Gegenwart die neuen Entwürfe geſtört und die Ränke vereitelt, welche dieſelben begünſtigten. Sie glaubte unglücklicher Weiſe, ihren Entſchluß dem Regentſchaftsrathe mittheilen zu müſſen. Alle Rathgeber vereinigten ſich, ihren Gedanken zu bekämpfen, und ſie gab ihn auf. Zwei Tage nachher erfuhr ſie Napoleons Abdankung und ſeine Abreiſe nach der Inſel Elba.

Die Häupter der Bourboniſchen Partei zu Paris waren nicht ohne Beſorgniß wegen des Entſchluſſes, den Marie Luiſe nehmen würde. Sie

fürchteten nicht nur die Rückkehr der Kaiserin nach Paris, sondern wollten auch nicht, daß sie ihrem Gemahl nach Elba folgen sollte, weil sie einsahen, daß, wenn beide vereinigt waren, früh oder spät eine Versöhnung zwischen Napoleon und dem Kaiser von Oesterreich erfolgen müßte. Der Fürst von Schwarzenberg stand an der Spitze dieser Partei. Er war eine der Hauptstützen der Partei der österreichischen Kaiserin, haßte folglich Napoleon und liebte Marie Luise nicht. Er stand in gutem Vernehmen mit der Herzogin von Montebello und mit den Wenigen, welche das Zutrauen der Kaiserin besaßen. Er gewann die Einen, hinterging die Andern und bediente sich Aller zur Ausführung seiner Entwürfe.

Als man sah, daß Marie Luise über ihren Entschluß nicht mit sich einig war, und den Gedanken äusserte, nach Fontainebleau zu Napoleon zu gehen, schickte man von Blois den Herrn von Champagny an den Fürsten von Schwarzenberg ab, der sich damals in der Gegend von Troyes befand. Der Fürst sandte sogleich den Hetmann der Kosacken ab, der mit seinen Reitern in dem Augenblicke ankam, als Marie Luise die Reise nach Orleans antreten wollte.

Die treulosen Räthe der unglücklichen Fürstin boten unterdessen ihre ganze Geschicklichkeit auf, sie abzuhalten, sich mit ihrem Gemahle zu vereinigen. Man stellte ihr vor, das Klima der Insel Elba werde ihrer Gesundheit nicht zuträglich seyn, und legte besonders auch Gewicht auf den Umstand, daß Napoleon, der zum Theil mit Hilfe seines Schwiegervaters vom Throne gestoßen und auf ein kleines Fürstenthum herabgesetzt sey, sie nicht mehr mit denselben Augen als sonst betrachten, und sie stets seiner unfreundlichen Laune und seinen Vorwürfen ausgesetzt seyn würde. Man setzte hinzu, sie müsse, den Vortheil ihres Sohnes bedenkend, sich mit einem Vater vereinigen, der sie stets geliebt habe, und der ihr gewiß ein besseres Fürstenthum, als die Insel Elba, verschaffen werde, und könne sie ihn vielleicht gar bewegen, einen günstigen Entschluß für ihren Gemahl zu fassen. Eine einzige von ihren Hofdamen wagte es, ihr zu sagen, daß Pflicht und Ehre von ihr forderten, Napoleon in seine Verbannung zu folgen.

Sie sind die Einzige, sprach die Kaiserin, die mir das sagt. Alle meine Freunde, und namentlich von C., rathen mir das Gegentheil.

Vielleicht weil ich die Einzige bin, die Eure Majestät nicht verräth, antwortete Jene.

Man glaubte ihr nicht, und Marie Luise zog den Rath derjenigen vor, welchen sie um so mehr hätte mißtrauen sollen, da sie schon anfingen, ihre wahren Gesinnungen zu verrathen. Ich wollte nur, daß alles dieß bald ein Ende hätte! sprach die Herzogin von Montebello, als sie mit der Kaiserin frühstückte, an demselben Tage, wo man nach Orleans reisen wollte. Wenn ich doch bei meinen Kindern wäre, und ruhig in meinem kleinen Hause zu Paris!

Was Sie mir da sagen, ist sehr hart, Herzogin, antwortete die Kaiserin, mit Thränen in den Augen, und machte ihr weiter keinen Vorwurf.

Die Herzogin hatte schon förmlich erklärt, sie werde, wie es auch kommen möge, nicht mit nach Elba gehen, und es ist ziemlich wahrscheinlich, daß sie, wenn sie in den Anschlag einging, Marie Luise von ihrem Gemahle zu trennen, es in der Absicht that, um sich nicht entehren zu müssen durch die Weigerung, die Kaiserin zu begleiten, oder ihre Neigung nicht aufopfern zu müssen, wenn sie mit ihr ging, wiewohl sie späterhin ihre

Gebieterin nach Wien begleitete. Endlich wurde entschieden, die Kaiserin sollte nach Rambouillet zu ihrem Vater gehen.

Während die Kaiserin in Blois und Orleans sich aufhielt, wechselte sie täglich Briefe mit dem Kaiser, der sie jeden Tag erwartete. Sie hatte ihn von ihrer Absicht unterrichtet, eine Zusammenkunft mit ihrem Vater zu suchen, um diesen zur Unterstützung ihres Sohnes zu vermögen. Als Napoleon diesen Vorsatz nicht billigte, ließ Marie Luise ihm schreiben, ihre Gesundheitsumstände foderten den Gebrauch der Bäder, und bat ihn um seine Einwilligung. Napoleon, der voraus sah, daß man seine Gemahlin von ihm trennen wollte, ließ auf der Stelle eine zahlreiche Abtheilung seiner Garde aufbrechen, der er selbst folgte; aber man erfuhr seine Abreise, und trieb die Kaiserin, die ihrige zu beschleunigen. Als die Gardeabtheilung zu Etampes ankam, erfuhr man, daß die Kaiserin auf dem Wege nach Rambouillet schon durch jene Stadt gekommen war. Man konnte nicht daran denken, ihr zu folgen, da die Umgegend von Etampes von den Verbündeten besetzt war. Napoleon kehrte nach Fontainebleau zurück. Er zweifelte nicht an dem Herzen seiner

UNIV. OF CALIFORNIA

Gemahlin und war überzeugt, daß man sie gezwungen hatte, sich zu entfernen. Die Ränke, womit sie umgeben war, waren ihm unbekannt, und es wurde ihm schwer, an die Undankbarkeit der Meisten von denjenigen zu glauben, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, und von welchen Mehrere nicht einmahl seine Abreise erwarteten, um die Larve fallen zu lassen.

Marschälle und Generale erinnerten ihn an die Rathschläge, die sie ihm bei dieser oder jener Gelegenheit gegeben hatten, und behaupteten, es würde alles ganz anders gegangen seyn, wenn er ihnen gefolgt wäre; kurz, er war der kranke Löwe in der Fabel, den alle Thiere nach einander verspotteten, und selbst der Fußtritt des Esels ward ihm nicht erspart. Ein elender Mamluck, den er aus Aegypten mitgebracht, und bereits mit 4 bis 5000 Livres Einkünften beschenkt hatte, wollte 30000 Franken baar haben, wenn er ihn nach Elba begleiten sollte. Sein erster Kammerdiener, den er auch mit Wohlthaten überhäuft hatte, verließ ihn gleichfalls, und von seiner zahlreichen Dienerschaft wollten nur Wenige ihm folgen. Unter diesen waren zwei, Hubert und Pelard, welche, ungeachtet sie Frau und Kinder in Frankreich zu-

rück lassen mußten, ihn begleiteten, ohne ihre Ergebenheit durch lohnsüchtige Absichten zu entwürdigen. Auch Colin, sein Haushofmeister, folgte ihm und blieb bei ihm auf Elba. Merkwürdig ist es, daß nur diejenigen ihm folgten, die von ihm keine Wohlthaten und Gunstbezeigungen erhalten hätten.

Während Napoleon Frankreich durchzog, um sich nach dem Orte seiner Bestimmung zu begeben, durchreisete es Marie Luise von der andern Seite. Sie wurde von ihrem Vater kalt empfangen, der ihr doch nichts anders vorwerfen konnte, als vielleicht einen allerdings nicht sehr ehrerbietigen Brief, den ihr aber Napoleon in die Feder gesagt hatte. Die Umgebungen ihres Vaters waren bemüht, ihm alles ins Gedächtniß zu rufen, was ihn gegen sie aufbringen konnte. Tief betrübt über diesen Empfang, wurde sie krank in Rambouillet, und später in Gros-Bois, wo sie ein paar Tage verweilen mußte. Sie reisete durch Tyrol, wo sie Feste annehmen mußte, an welchen ihr Herz wenig Antheil nahm, nach Wien. Sie hatte ein zahlreiches und glänzendes Gefolge mitgebracht, das ihrer Stiefmutter mißfiel und noch immer deren Eifersucht reizte. In Schönbrunn, wo sie

ihren Aufenthalt nehmen mußte, sah sie oft ihre Schwestern, seltner aber den Kaiser und die Kaiserin.

Man wünschte ihre Einwilligung zu einer Scheidung zu erhalten, und diejenigen unter ihren Umgebungen, welchen sie am meisten vertraute, ließen sich gewinnen, sie dazu zu bewegen. Es waren der Graf von Bausset, der an der Spitze ihres Hofstaats stand, und Frau von Brignolet, die ihre Oberhofdame geworden war, nachdem die Herzogin von Montebello, nach einem zweitägigen Aufenthalte in Wien, mit dem Leibarzte Corvisart sie verlassen hatte. Frau von Brignolet bot mehrere Monate hindurch alle Mittel auf, um die Kaiserin zur Ehescheidung zu bewegen, aber vergebens. Als sie einige Zeit nachher krank wurde, gestand sie der Kaiserin in ihrer letzten Stunde alles und erhielt leicht ihre Verzeihung. Marie Luise blieb fest auf ihrem Entschluß, und erklärte standhaft, daß sie nie irgend einen Schritt billigen werde, der auf eine Scheidung abzwecke. Vergebens suchte ihre Stiefmutter ihr Zartgefühl zu beunruhigen und Bedenklichkeiten über die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe in ihr aufzuregen, die der Papst noch immer nicht anerkannt hatte. Sie gab blos

das Versprechen, eine Wiedervereinigung zu verweigern, so lange ihre Ehe nicht anerkannt sey.

So standen die Sachen, als Napoleon Elba verließ. Seine Abdankung gründete sich auf einen Vertrag, für dessen Bedingungen die verbündeten Mächte Gewähr geleistet hatten. Die Summe, die Frankreich ihm kraft dieses Vertrags zahlen sollte, wurde ihm nicht geschickt. Er hatte auf Elba erfahren, daß man sich auf dem Kongresse zu Wien mit dem Gedanken beschäftigte, ihn von den französischen Küsten zu entfernen, und man sagt, Talleyrand habe vorgestellt, daß eine solche Nachbarschaft immer beunruhigend sey, und die Mißvergnügten immer kühn machen werde. Dazu kam sein Geldmangel, da das Wenige, was er hatte, der Ertrag der Diamanten war, die seine Mutter verkaufte. Auf seine Erinnerung an die Erfüllung des Vertrages erhielt er keine Antwort. Diese Wortbrüchigkeit gab ihm einen der Vorwände zu seiner Rückkehr nach Frankreich. Der wahre Beweggrund war der Ehrgeiz, und die Gewißheit, daß sich, sobald er sich zeigte, viele Krieger, viele Ankäufer von Nationalgütern, welchen man ungeschickter Weise Besorgnisse über die Sicherheit ihres Besitzes erweckt hatte, und fast alle diejenigen,

welche wegen ihren republikaniſchen oder revolutionären Geſinnungen Feinde der Bourbone waren, um ihn ſammeln würden. Er brauchte kein Geld, keine Soldaten, kein Heer, um dieſes Unternehmen auszuführen. Er brauchte nichts, als ſich ſelbſt und ſein Glück, das ihn noch einmahl begünſtigen zu wollen ſchien. Von ungefähr 1100 Mann begleitet, die er bis dahin nur mit dem, aus den Diamanten ſeiner Mutter gelöſten Gelde hatte bezahlen können, durchzog er Frankreich wie ein König, der in ſein Reich nach kurzer Abweſenheit zurück kehrte, und brauchte nicht einmahl Zündkraut abzubrennen.

Dieſe Rückkehr war ſo unerwartet, daß diejenigen, die ſich hätten widerſetzen ſollen, überraſcht wurden, und weder Muth, noch Geiſtesgegenwart hatten. Sie verließen die ihnen anvertrauten Poſten und ließen den Anhängern Napoleons und den Unzufriedenen, welche ſein Gefolge auf dem Wege nach Paris verſtärkten, das Feld offen.

Als Napoleon zum zweitenmal, ohne eine Erſchütterung, ohne neue Volksbewegungen, auf einem Throne ſaß, den er als ſein Eigenthum betrachtete, beging er den unverzeihlichen Fehler, niedrige Schmeichler zu ſich zu rufen, deren Schlechtigkeit

er zu jener Zeit kennen mußte, oder er brauchte sich vielmehr nicht die Mühe zu geben, sie zurück zu rufen, sie kamen alle herbei gelaufen, und suchten durch Schmeicheleien die Erinnerung an das Vorfallen zu verwischen, das sie bei seiner gezwungenen Abdankung und während seines Aufenthalts in Elba beobachtet hatten.

Man glaubte, Napoleon werde, um die Unabhängigen zu gewinnen, ihnen große Bewilligungen machen. Sie selbst erwarteten es, und sprachen von einer veränderten Einrichtung der gesetzgebenden Versammlung, von der Aufhebung des Erbadels u. s. w. Alle diese Gedanken erhitzten die Köpfe; man sprach von Freiheit und sah der Entscheidung auf dem Maifeld entgegen. Der Tag kam. Die Rede des Kaisers und die Zusatzartikel erregten eine allgemeine Gährung. Die getäuschte Hoffnung erzeugte Haß. Von diesem Augenblicke an, mußten die aufrichtigen Freunde Napoleons erkennen, daß er verloren war. Die öffentliche Meinung äußerte sich mit Kraft; trotz der Wachsamkeit der Polizei sprach man, murrte und schrie laut. Die Königsfreunde und die Jakobiner vereinigten sich gegen ihn. Wahrscheinlich würde Napoleon, wenn er den Stand der Dinge gekannt

hörte, Opfer gebracht haben, um die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen; aber seine Umgebungen verbargen ihm die wahre Lage, und wie es scheint, hat Fouché eine große Rolle bei diesen Ränken gespielt. Wenig bekannt ist folgende Thatsache. Savary hatte viele Nachrichten erfahren, die beunruhigende Zweifel gegen Fouchés Aufrichtigkeit erweckten, und wollte sie dem Kaiser mittheilen, aber Napoleon machte sich über diese Eröffnung lustig, die er Savary's Eifersucht, Fouché an seiner Stelle zu sehen, zuschrieb. Savary war in einer Art von Ungnade. Als der Kaiser nach Waterloo reiſete, wollte er Savary's Begleitung nicht, und zeigte ihm wenig Vertrauen. Der Herzog hatte den Fehler begangen, seinen Gebieter nicht nach Elba zu begleiten, was er hätte thun sollen, aber dieser Fehler wurde später so hart bestraft, daß Wenige den Muth haben werden, ihm Vorwürfe darüber zu machen.

Von denjenigen, die im vorhergehenden Jahre zum Hofe gehört hatten, sah man einen Mann nicht wieder. Wir verweilen einen Augenblick bei ihm. Der Anblick eines redlichen Mannes mitten unter den Ränken eines verdorbenen Hofes, ist eine Erholung für die Seele, wenn sie müde ge-

worden ist, Niederträchtigkeiten zu sehen. Der Graf v. Lacepede, der Freund und würdige Nachfolger Buffon's, Groß-Kanzler der Ehrenlegion seit der Stiftung derselben, hatte nach Ludwigs XVIII. Wiederherstellung diese Stelle verloren, und lebte auf seinem Landgute im Departement de Lot et Garonne. Als er Napoleons Rückkehr erfuhr, eilte er nicht, wie so viele Andre, zu den Füßen seines ehemaligen Herrn zu kriechen; er blieb in seiner Zurückgezogenheit, wo er sich mit gelehrten Arbeiten beschäftigte, bis ein Eilbote ihm den Befehl des Kaisers brachte, seine ehemalige Stelle wieder anzutreten und den Vorsitz im Senate zu führen. Ludwig XVIII. hatte Frankreich verlassen; Napoleons Herrschaft war im ganzen Lande anerkannt, Lacepede konnte daher keinen andern Entschluß fassen, als Gehorsam, und er folgte dem Rufe. Nach Ludwigs XVIII. Rückkehr wurde er jedoch zum zweiten Mahl seiner Stelle entsetzt, und aus der Liste der Senatoren gestrichen. Nie war eine Stelle würdiger besetzt, als das Groß-Kanzleramt der Ehrenlegion, so lange Lacepede demselben vorstand. Er verstand die Kunst, Jedermann zufrieden zu entlassen, selbst diejenigen, welchen er nicht Genüge leisten konnte. Der Kai-

ser hatte ihm die Senatorerie von Paris gegeben, welche ihm, mit dem Großkanzleramte, Anspruch auf eine doppelte Besoldung gab. Mehrere Jahre lang wollte Lacepede nur eine dieser Besoldungen nehmen, und gab dadurch den Höflingen ein grosses Beispiel von Uneigennützigkeit. Wozu brauchte er auch große Reichthümer? Er lebte einfach, ohne Prunk und widmete den Wissenschaften jeden Augenblick, den die öffentlichen Geschäfte ihm übrig ließen. Den feilen Seelen, die Napoleon umgaben, war dieses Betragen peinlich; sie zeigten es dem Kaiser in einem falschen Lichte, und der Graf Lacepede erhielt Befehl, beide Gehalte anzunehmen. Er benutzte sie nur, um sich seinem Hange zur Wohlthätigkeit noch mehr zu überlassen. Unter vielen Zügen erwähne ich nur eines einzigen. Ein Bureau-Chef der Ehrenlegion, Vater einer achtungswerthen Familie, lag seit mehrern Monaten an einer Krankheit darnieder, die jeden Tag bedenklicher wurde, und die, wie alles verrieth, durch Kummer verursacht war. Ein vertrauter Freund entwand ihm sein Geheimniß, und erfuhr, daß eine Schuld von 20000 Franken, die er während der Revolution gemacht hatte, um die Seinigen zu erhalten, aber noch nicht hatte abtra-

gen können, und die Drohungen des unerbittlichen Gläubigers die Ursache seines Grames und seiner Krankheit waren. Dieser Freund stand in vertraulichen Verhältnissen mit Lacepede, und nach reifer Erwägung entdeckte er dem Großkanzler alles. Er setzte hinzu, einer seiner Bekannten, ein wackerer und verständiger Mann, wolle die für den Unglücklichen nöthigen 20000 Franken ohne Zinsen vorschießen, bloß unter der Bedingung, daß der Kanzler sein Wort gebe, ihm die Stelle des Bureau-Chefs zu verleihen, wenn dieser sterben sollte, ohne im Stande zu seyn, jene Summe zu erstatten. „Das ist unmöglich," antwortete der Graf nach kurzer Ueberlegung. „Es thut mir sehr leid, aber ich würde ungerecht gegen den Unter-Chef handeln, der die Stelle seit der Krankheit ihres Freundes versieht, und sein Nachfolger zu werden verdient, wenn der unglückliche Fall eintreten sollte." Der Fürsprecher ging, wenig zufrieden mit dem Erfolge seines Versuches. Kaum war er zu Hause, als er einen Brief vom Grafen Lacepede erhielt, des Inhalts: „Uebergeben Sie unserm Freunde beiliegende Kleinigkeit, und sagen Sie ihm, er brauche nicht eher an die Wiedererstattung zu denken, bis er 100,000 Livres Ein-

künfte hat." Die dem Briefe beigefügte Kleinigkeit bestand in 20000 Franken in Banknoten.

Napoleon wünschte aufrichtig den Frieden, den er so oft verweigert hatte, aber er konnte ihn nicht erhalten. Alle Fürsten fürchteten ihn, und vereinigten sich, Ludwig XVIII. wieder herzustellen. Die fremden Heere erhielten Befehl, gegen die Grenzen Frankreichs zu ziehen. Napoleon hoffte auf die Unterstützung seines Schwiegervaters. Er erwartete Marie Luise. Diejenigen, welche von Wien kamen, nährten seine Hoffnung, während die Fürstin, durch ihr Wort zurückgehalten, die Schwachheit beklagte, die sie gehindert hatte, ihm nach Elba zu folgen, und traurig ihre Zeit verlebte. Napoleon machte indeß seine Vorbereitungen zum Feldzuge; aber sobald er in Charleroi angekommen war, bemerkte er, daß er dem Heere und seinen Generalen nicht mehr, wie sonst, Begeisterung einflößte; diese waren kalt, mißvergnügt und schienen wider Willen ins Feld zu gehen. Seine Garde allein war ihm bis zum letzten Augenblicke treu ergeben; sie opferte sich für ihn auf, und machte es ihm möglich, Paris zu erreichen, wo er sich in die Hände seiner Feinde gab.

Vom Glücke verrathen in den Ebenen von Waterloo, verrieth Napoleon sich selbst, als er sein Heer verließ, dessen Trümmer er noch sammeln konnte, die um so furchtbarer waren, da die Abtheilung des Generals Grouchy gar nicht zum Schlagen gekommen war.

Ich muß nun, ehe ich schließe, mehrere einzelne Züge zusammenfassen, welche ich in der vorstehenden Erzählung nicht zerstreuen wollte. Sie werden das Bild Napoloens im häuslichen Kreise vollenden. In dieser Hinsicht ist er wenig bekannt, und nie mit wahren Farben geschildert worden.

Napoleon scheute im Feldlager und in seinen ersten Feldzügen keine Beschwerde, trotzte der schlechtesten Witterung, schlief unter einem elenden Zelte, und schien alle Sorgfalt für sich selbst zu vergessen. In seinem Palaste badete er sich fast täglich, rieb sich den ganzen Leib mit köllnischem Wasser, und wechselte zuweilen mehrmahls an einem Tage seine Wäsche. Seine Lieblingstracht war die Uniform der National-Garde. (?) Auf seinen Reisen war ihm jede Wohnung gut genug, wenn nur seine Schlafkammer gegen das Tageslicht ganz verschlossen war. Er konnte nicht

einmahl ein Nachtlicht leiden. Seine Tafel war mit den erlesensten Speisen besetzt, die er aber nie anrührete. Eine gebratene Hammelbrust, Coteletten, ein gebratenes junges Huhn, Linsen oder Bohnen, waren seine liebsten Gerichte. Bei der Wahl des Brodes war er sehr eigensinnig, und trank nur den besten Wein, aber sehr wenig. Man hat gesagt, er habe täglich acht bis zehn Tassen Kaffee getrunken, aber es ist eine Fabel, die man zu so vielen andern verweisen muß. Er trank nur eine halbe Tasse nach dem Frühstücke, und eben so viel nach dem Mittagsessen. Freilich aber war er so zerstreut, daß er zuweilen seinen Kaffee verlangte, wenn er ihn eben erst getrunken hatte, und dann behauptete, er habe ihn noch nicht erhalten. Er aß immer sehr schnell, und stand von der Tafel auf, sobald er fertig war, ohne sich darum zu bekümmern, ob die Eingeladenen gegessen hatten oder nicht. Man hat auch behauptet, er habe die größten Vorsichtsmaßregeln gegen Vergiftung genommen. Eine neue Lüge. Er war vielleicht nicht vorsichtig genug. Man brachte jeden Morgen sein Frühstück in ein Vorzimmer, wo ohne Unterschied Alle Zutritt hatten, die vorgelassen werden sollten, und zuweilen ganze Tage darin warteten. Die

Schüsseln standen hier zuweilen mehrere Stunden, ehe Befehl zum Auftragen gegeben wurde. Das Mittagsessen wurde von Bedienten gebracht, welche die Schüsseln von Hand zu Hand, von einem Zimmer zum andern gehen ließen. Nichts wäre leichter gewesen, als eine Schüssel zu vergiften, wenn man die Absicht gehabt hätte.

Als er noch erster Consul war, zog er oft Gelehrte und Künstler zur Tafel. Auf dem Lande spielte er mit ihnen verschiedene Bewegungsspiele; besonders das Laufspiel, eine Uebung, die er seit seiner Jugend geliebt hatte, ohne Zweifel weil sie ein Bild des Krieges ist. Als er Kaiser geworden war, glaubte er, der Anstand verbiete es ihm, jene Gewohnheit fortzusetzen, und seitdem unterhielt er sich bloß mit Reiten, das er sehr liebte, obgleich er ziemlich oft stürzte. So begegnete es ihm einst zu Trianon, als er die Kaiserin Marie Luise auf einem mit Gesträuchen bepflanzten Beete verfolgte. Er sprang schnell auf, stieg mit lautem Gelächter wieder aufs Pferd und fuhr fort zu rennen, unter dem Geschrei: Casse cou!

Nach seiner Vermählung mit Marie Luise habe ich ihn noch beim Laufspiel gesehen, und obgleich er schon sehr dick geworden war, so lief er doch

noch ziemlich gut. Eines Tages, als der Hof in Rambouillet war, ergötzte man sich mit diesem Spiele. Der Kaiser nahm einen kräftigen Anlauf, um den Großmarschall, seinen Gegner, zu fassen, und als dieser entwischte, stürzte der Kaiser in den Sand, ohne sich zu beschädigen, aber schnell aufspringend, setzte er das Spiel fort.

Er sprach sehr laut, wenn er lustig war, und man hörte sein Gelächter sehr weit schallen. Er sang gern, obgleich er sehr falsch sang und nie im Stande war, eine Melodie zu halten. Besonders sang er gern die Lieder: Ah c'en est fait je me marie — oder: Si le Roi m'avait donné Paris sa grand' ville. Er stellte sich in St. Cloud oft auf den Balcon, der Diogenes-Laterne gegenüber, und sang so laut, daß alle Vorübergehende hinsahen. Man lachte, aber das hinderte ihn nicht, wieder anzufangen.

Er liebte Aufwand und Prunk bei allen öffentlichen Gelegenheiten; aber in seinem Haushalt hielt er auf Sparsamkeit. Als einst auf der Reise nach Compiegne der Wagen nicht schnell genug fuhr, ließ er das Wagenfenster nieder und rief den Vorreitern zu: Schneller! Schneller! Herr von Caulaincourt, der als Oberstallmeister in ei-

nem andern Wagen voranfuhr, hörte diesen Befehl, und rief den Vorreitern zu, er werde alle wegjagen, wenn man schneller führe. Die Pferde gingen im Trabe. Nach der Ankunft in Compiegne beklagte sich Napoleon über das langsame Fahren. „Sire, antwortete Caulaincourt kalt, wenn Sie mir mehr Geld für ihre Ställe geben wollen, so können Sie so viele Pferde fallen lassen, als Ihnen beliebt.“ Napoleon fing ein anderes Gespräch an.

Eines Tages, als er mit der Kaiserin frühstückte, fragte er eine der anwesenden Hofdamen, wie viel eine warme Pastete kosten könne, die auf der Tafel stand. „Für Ew. Maj. zwölf Franken, antwortete sie lächelnd, und sechs für einen Pariser Bürger.“

Das heißt, ich werde bestohlen? erwiederte Napoleon.

Nein, Sire, aber es ist wohl hergebracht, daß ein Fürst alles theurer bezahlt, als seine Unterthanen.

Das sehe ich nicht ein, sprach Napoleon lebhaft, und ich werde schärfer darauf sehen. — Er bekümmerte sich auch in der That um Umstände

in der Haushaltung, welche oft von Privatpersonen vernachlässigt werden.

Einst, als er bei der Kaiserin war, hatte er sein Taschentuch vergessen. Man brachte ihm eines der Kaiserin, das gestickt und mit Spitzen besetzt war. Er fragte die Hofdame, die es ihm reichte, nach dem Preise. „Sire, antwortete sie, es kann 80 bis 90 Franken werth seyn."

Napoleon ließ sich die Summe noch einmahl sagen, und sprach dann: Nun, wenn ich zu den Hofdamen der Kaiserin gehörte, so würde ich ihr jeden Tag eins stehlen, das würde mir mehr eintragen, als meine Besoldung.

Es ist ein Glück, Sire, erwiederte jene lachend, daß Ihre Majestät zuverlässigere und weniger eigennützige Personen um sich hat, als Sie es scheinen wollen.

Napoleon wurde nicht böse über diese Antwort.

Er ordnete jährlich den Ausgabebetrag seines Hofstaates an. Man mußte ihm die Bedürfnisse einzeln angeben. Er untersuchte jeden einzelnen Punkt, und wenn die Hauptsumme ausgeworfen war, zog er noch 20, 30 oder 40000 Franken vom Ganzen ab, und sagte, es sey genug und man müsse mit dem Festgesetzten auskommen. Verge-

bens beklagten sich der Großmarschall, der Oberstallmeister, der Oberjägermeister, der Oberkammerherr, und machten Vorstellungen; aber ohne allen Erfolg, und allerdings kam man auch recht gut aus.

Eben so machte es der Kaiser mit seinen Ministern; er strich und zog im Einzelnen ab, und kürzte dann die Hauptsumme noch um ein Sechstel oder ein Viertel. Alle murrten, und meinten, der Dienst müsse darunter leiden. Der Kaiser lachte sie aus, und dieß war alles, was sie erhielten. Zur Sparsamkeit gezwungen, sparte jeder in seinem Verwaltungsfache, und hatte am Ende an der bewilligten Summe genug.

Herr v. Remusat verlor seine Stelle als Oberaufseher der Garderobe; die Folge eines Vorfalles, der beweiset, wie sehr Napoleon auf Ordnung hielt. Er bewilligte zu seinem Anzuge jährlich 20000 Franken. Die Summe reichte oft nicht hin. Der Kaiser, der stets weiße Kasimir-Beinkleider trug, wechselte sie mehrmals im Tage, weil er, sehr zerstreut beim Essen, sie gewöhnlich beschmutzte, wie überhaupt seine Kleider, wodurch öftere Reinigung und Erneuerung nöthig wurde. Die Folge davon war ein Kassenmangel, den Re-

munſat nicht zu geſtehen wagte. Der Schneider, des Wartens müde, wendete ſich an den Kaiſer, der in den heftigſten Zorn gerieth, als er vernahm, daß er 30000 Franken ſchuldig war. Der Schneider wurde bezahlt; Herr von Remuſat verlor ſeine Stelle, und der Kaiſer ſagte zu dem Grafen von Montesquiou, als er ihm dieſelbe gab: „Ich hoffe, Herr Graf, Sie werden mich nicht der Schande ausſetzen, an eine Hofrechnung gemahnt zu werden.“

Gleiche Ordnung herrſchte im Hofſtaat der Kaiſerin. Jeden Monat überreichte Frau von Lucay ihr den Ausgabebetrag des verfloſſenen Monats. Die Kaiſerin unterzeichnete denſelben, worauf ihr Schatzmeiſter die Zahlung leiſtete.

Napoleons Handſchrift war immer ſehr ſchlecht geweſen, und in den letzten Zeiten ganz unleſerlich geworden. Niemand als ſeine daran gewöhnten Sekretaire konnten ſie entziffern. In ſeiner Namensunterſchrift konnte man vollends nur die drei erſten Buchſtaben unterſcheiden, das übrige beſtand nur aus einigen unförmlichen Zügen. Niemand hatte eine beſchwerlichere Stelle als Napoleons erſter Sekretair. Herr von Meneval war es zehn Jahre. Der Kaiſer machte ihn endlich zum Se-

kretair der Kaiserin Marie Luise, und sagte ihr, ihn vorstellend, Meneval sey der achtungswertheste und verschwiegenste Mann, den er je gekannt, aber er habe sich bei ihm fast zu Tode arbeiten müssen. Es verging keine Nacht, ohne daß der Kaiser ihn rufen ließ, um ihm etwas in die Feder zu sagen, und oft mehrmals in einer Nacht.

Napoleon's Organisation war merkwürdig. Er schlief, wann er wollte, und darin liegt die Ursache, daß er so leicht Nachtarbeit ertrug. Gewöhnlich legte er sich um zehn Uhr nieder, stand um ein oder zwei Uhr auf, arbeitete bis fünf oder sechs, ging ins Bad, ließ sich ankleiden, gab einigen Personen Gehör, frühstückte gegen 10 Uhr, und arbeitete wieder bis um 12 Uhr. Alsdann kam er zu seiner Gemahlin, oder ging spazieren, wenn aber die Arbeit dringend war, blieb er zuweilen bis gegen Abend dabei. Während des Tages kam er oft zur Kaiserin und ging mit ihr zu seinem Sohne. Hatte er ein wenig Zeit, so setzte er sich, wenn er einige Augenblicke gesprochen und Gemahlin und Sohn umarmt hatte, in einen Sessel, wo er mitten im Reden tief einschlief, und nicht eher erwachte, bis man ihm meldete, daß auf ihn gewartet werde.

Er speiſete täglich zwiſchen ſieben und acht Uhr allein mit der Kaiſerin zu Mittag. Sonntags war Familientafel. So war es Etiquette in den Tuilerien. Nur zuweilen ward davon mit der Herzogin von Montebello oder der Gräfin von Lucay eine Ausnahme gemacht, von welchen wohl Eine mit dem kaiſerlichen Paare ſpeiſete. War der Hof auf Reiſen, ſo wurden täglich drei bis vier Frauen und eben ſo viele Männer eingeladen. Dieß fand aber nie anders, als außerhalb Paris ſtatt.

Der Kaiſer hatte einige ihm eigene Ausdrücke. Eines Tages, als er ſich mit der Kaiſerin über verſchiedene Perſonen unterhielt, deren Betragen ihm mißfiel, endigte er mit den Worten: „Die Keuſchheit iſt für die Frauen, was die Tapferkeit für die Männer; ich verachte einen Feigen und eine ſchamloſe Frau.“

Unter den Abgeſchmacktheiten, die man gegen ihn bekannt gemacht hat, iſt beſonders viel von ſeinen Liebeshändeln die Rede geweſen, die man uns als eine ekelhafte Liederlichkeit gezeigt hat. Hier nur noch zwei Züge, zum Beweiſe, wie wenig Vertrauen ſolche Behauptungen verdienen.

Der Kaiſer war ſehr zurückhaltend gegen die Hofdamen, von welchen die Hälfte aus Perſonen

von reiferm Alter bestand. Unter den drei jüngsten war eine ziemlich schön. Sie hatte den Kopf voll von den Mährchen, worauf ich gedeutet habe, und ihre Tugend war in steter Unruhe. Sie sann täglich auf neue Vertheidigungsmittel, überdachte die Antworten, die sie geben wollte, und war fest entschlossen, allen Verführungen, allen Lockungen zu widerstehen und selbst gegen Gewalt sich zu wehren. Sie erwartete jeden Tag den Augenblick, wo sie von ihren Vertheidigungsmitteln Gebrauch machen müßte; kaum wagte sie es, sich dem Schlafe zu überlassen, und endlich eröffnete sie Einer der andern Hofdamen ihre bangen Besorgnisse. Diese kannte die Verhältnisse besser; sie beruhigte die Zitternde und foderte sie auf, den Angriff gefaßt zu erwarten, ehe sie sich wegen der Vertheidigung ängstigte. Der Kaiser hat sich nie um sie bekümmert und sie am Ende selbst über ihre Furcht gelacht.

Der Kaiser ward unwillig, wenn er Romane lesen sah. Man verhaug sie, wenn man ihn kommen hörte, aber oft überraschte er die Vorleserinnen. Er hatte seinem Bibliothekar den Auftrag gegeben, für die Kaiserin eine Auswahl von Büchern zu machen. Dieser, mehr Gelehrter, als

strenger Richter, legte Juvenal's Satiren dazu. Der Kaiser kam, als die Kaiserin eben die Bücher erhielt. Als er jenes Werk erblickte, sagte er sehr unwillig, es paße nicht für junge Frauen, und befahl, alle künftigen Lieferungen erst in sein Zimmer zu bringen. Dem Bibliothekar wurde der Text gelesen.

Ich muß, um meine Schilderung Napoleons zu vollenden, noch einige Anekdoten beibringen, und andere widerlegen, die man sich erzählt hat. Wenn Napoleon zuweilen im Scherze gegen das Haus Oesterreich sprach, vertheidigte Marie Luise es immer mit Wärme. Einst sprach er von der Absicht des Kaisers von Oesterreich, sich einiger ihm gelegenen Städte zu bemächtigen. Du siehst, setzte er hinzu, dein Vater nimmt, was ihm nicht gehört. Freilich, antwortete sie, aber Du nimmst Königreiche und mein Vater nur ein paar Ländereien. Napoleon lachte sehr über die Antwort und fragte die Umstehenden, ob eine Frau, die ihren Mann achten müße, berechtigt sey, ihn einen Räuber zu nennen.

Wer den Kaiser in der Nähe gesehen hat, weiß, wie viel Takt und Geist er besaß, und wie sehr er die Menschen zu leiten und auf ihren Platz

zu stellen wußte. Diesem Talent verdankte er seine Macht. Man hat gesagt, er habe im allgemeinen alle seine Umgebungen verachtet. Ich weiß nicht, ob dieß wahr ist, so viel aber habe ich gesehen, daß er kalt und höflich gegen diejenigen war, die er nicht liebte, und daß er nur denjenigen, die er liebte, harte und unfreundliche Dinge sagte. Nie ging dieß jedoch bis zu Ausdrücken der Verachtung. Ich kann behaupten, daß die Ausdrücke, die man ihm in gewissen Flugschriften beilegt, ganz falsch sind. Er hat nicht gesagt, die Kammerherrn wären Bedienten, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie eine rothe Livree, statt der grünen hätten. Was er von Savary gesagt haben soll, ist eben so wenig wahr. Der Kaiser würde nie gesagt haben, er liebe Savary, weil dieser seinen Vater tödten würde, wenn er es ihm geböte. Das ist eine abscheuliche Dummheit, die kein verständiger Mensch glauben kann. Viele Menschen wollen jetzt Napoleon herabsetzen. Ich bin überzeugt, daß gerade Diejenigen, die ihn am meisten beräuchert haben, jetzt am lautesten gegen ihn schreien. Viele Menschen möchten es gern in Vergessenheit bringen, daß sie ohne ihn noch unter den geringsten Volksklassen stehen würden;

aber sie täuschen sich; ihr Geschrei erweckt nur Erinnerungen, die ihnen nichts weniger als günstig sind. Napoleon hat genug Fehler begangen, ohne daß man ihm deren fälschlich beizulegen braucht. Man kann ihn nicht verlästern, ohne das Volk, dessen Haupt er zehn Jahre lang war, ohne die Fürsten zu beleidigen, die sich mit ihm verbündeten.

Ich habe gesagt, er sey geistreich, und setze hinzu, er besaß allgemeine Kenntnisse von allen Gegenständen; keine Kunst war ihm ganz fremd; er liebte die Gelehrsamkeit, und schätzte unterrichtete Männer. Herr von Segur, der sich durch seinen gebildeten Geist und seine Schriften eine so ehrenvolle Stelle in der Literatur erworben hat, wurde von ihm ausgezeichnet, und als Ober-Ceremonienmeister an ihn gebunden. Seine Familie war gleichfalls bei Hofe. Herr Le Comte *) war stets ein liebenswürdiger Hofmann, nie unwürdig; man fand ihn nie in den Reihen der Schmeichler, und nach Napoleons Sturze nie unter dessen Lästerern.

*) Bekannt als Herausgeber der Zeitschrift Le Censeur Européen.

Um die Kaiserin Marie Luise dem Volke beliebt zu machen, stiftete Napoleon die mütterliche Gesellschaft, deren Oberaufseherin sie wurde. Frau von Segur wurde Vizepräsidentin. Der Zweck dieser Gesellschaft war, dürftigen Müttern, die mehrere Kinder hatten, Hilfe zu leisten. Man verpflegte sie im Wochenbette, gab ihnen etwas für Fleischbrühe, Wein und auch eine Windel, und wofern sie mehrere Kinder hatten, wurden sie, wenn sie das Neugeborne säugten, wie eine fremde Amme bezahlt. Frau von Segur vollzog ihre Amtspflichten mit Sanftmuth, Güte und dem Eifer, wodurch sie sich auszeichnet, und war der Schutz und Trost der unglücklichen Frauen, die sich an sie wendeten. Nach der Herstellung des Bourbonischen Hauses wurde die Herzogin von Angoulême Präsidentin dieser wohlthätigen Gesellschaft, deren Hilfsmittel seitdem noch vermehrt wurden.

Der Kaiser hielt viel auf den Glanz seines Hofes. Jede Stelle war mit einem guten Gehalte verbunden, aber Napoleon verlangte, daß die Beamten Aufwand machten. Man konnte sich ihm empfehlen, wenn man ein gut eingerichtetes Haus, zierliche Wagen hatte, Feste gab und viele Be-

ſuche empfing. Von manchem Großen pflegte er zu ſagen: Sie ſind Knauſer, die ihre Thaler aufhäufen.

Auch um den Putz der Frauen bekümmerte er ſich. Wenn er in den Saal trat, warf er einen Blick auf alle Frauen. Es war ein wahrhaft muſternder Blick. Er ſagte ein freundliches Wort zu derjenigen, die er gut bekleidet fand, und zuweilen wurde ein ſchlechter Scherz derjenigen zu Theil, deren Anzug ihm mißfiel. Er konnte keinen Schawl leiden, und niemand durfte vor ihm einen ſehen laſſen. Die Kaſchemir-Schawls, die er wider Willen duldete, und oft ſchalt, mißfielen ihm noch mehr. Um ſie in Abnahme zu bringen, beſtellte er ähnliche Gewebe bei Ternaux *), wozu Iſabey die Zeichnungen machte, und ohne Zweifel waren ſie ſchöner als die indiſchen. Die Mode ſiegte jedoch, und dieſe behielten die Oberhand. Diamanten waren ſein Lieblingsputz. Nichts glänzenderes konnte man ſehen, als ein Schauſpiel in den Tuillerien an einem Galatage. Einer that es hier

*) Wahrſcheinlich der Fabrikeigenthümer in Paris, der ſich in den letzten Jahren um die Einführung der Tibetiſchen Ziegen in Frankreich verdient gemacht hat.

D. Ueb.

dem Andern zuvor, selbst diejenigen, die man als die Sparsamsten kannte. Diese waren der Gegenstand von Scherzen und Spöttereien. Oft machten sie sich darüber lustig, zuweilen aber wurden sie auch ärgerlich und ihre üble Laune machte sie noch sparsamer.

An einem Hofe, der aus so verschiedenartigen Personen zusammen gesetzt war, mußte nothwendig eine große Ungleichheit herrschen. Die ehemaligen Adeligen, erfreut sich wieder im Wohlstande zu sehen, zeigten beim Genusse ihrer Glücksgüter Glanz und wenig Vorsicht; ließen ihre Umgebungen Theil daran nehmen, und vergaßen die Unglücklichen und Armen nicht. Die neuen Reichen, die Prinzen, Herzoge, Grafen u. s. w. wollten es jenen im Aufwande gleich thun; aber ihre Kargheit blickte immer durch; ihr Hausstand war zahlreich aber schlecht bezahlt; sie bekümmerten sich um die geringste Kleinigkeit, und begingen Niederträchtigkeiten, welche ihre Dienstboten bekannt machten und die dem Hofe und der ganzen Stadt Stoff zum Lachen gaben. Es gab jedoch Einige, deren Gesinnungen sich zur Höhe ihres Ranges erhoben hatten, aber ihre Zahl war nur klein. Jedermann kannte z. B. die wesentlichen Dienste die der Graf

von Chaptal dem französischen Kunstfleiße geleistet hat, und seine prächtige Anlage zu Chambord.

Der Kaiser kannte die häuslichen Verhältnisse seiner Großen auf das Genaueste, und es belustigte ihn oft, sie der Kaiserin zu erzählen. Viele, über welche er spöttelte, ahneten nicht, warum er sich über sie lustig machen wollte; aber er kannte Geschichten von ihnen, die sie in seinen Augen herabsetzten.

Seit seiner zweiten Vermählung wünschte er lebhaft, einen bessern Ton an seinem Hofe einzuführen; vor allen Dingen wollte er die Sitten ändern, wenigstens sollte alles den Anschein von Regelmäßigkeit haben.

Unter den Palastdamen, deren es anfangs zwölf gab, die aber später auf dreißig gebracht wurden, zählte man mehrere, die nicht unbescholten waren, aber bloß aus Rücksicht auf ihre Männer gewählt wurden. Noch muß ich bemerken, daß der Kaiser sehr zurückhaltend gegen die Frauen war, von welchen er begünstigt worden, sey es, daß er sie zu nachgiebig gefunden, oder daß dieß auch eine seiner Eigenheiten gewesen; so viel ist sicher, er sah sie nicht ohne eine unangenehme Regung wieder. Nur zwei hatten nicht dieses Schicksal und

behaupteten einen Platz in seiner Zuneigung; nämlich die schon erwähnte Polin, deren Zuneigung gegen ihn sich so zärtlich und beständig gezeigt hat; und eine andere Frau, die ich nicht nennen will. Diese letzte hat selbst bis zum letzten Augenblicke eine Art von Einfluß gehabt.

Die Königinnen und Prinzessinnen hatten Gesellschaftsdamen, die sie auf Spaziergängen begleiteten, Abends im Besuchzimmer bei ihnen waren und zu ihrer Unterhaltung dienten. Bei den Königinnen wurden sie Palastdamen, bei den Prinzessinnen Gesellschaftsdamen (dames pour accompagner) genannt. Diese Stellen wurden sehr gesucht und fast alle als Gunstbezeigungen vergeben. Von drei zu drei Monaten wurde die Liste der dienstthuenden Hofdamen geordnet, aber es war immer eine schwierige Sache, die Anzahl zusammen zu finden, die man brauchte, die eine war krank, die andre schwanger, die dritte abwesend, und wenn die Ernennungen endlich gemacht waren, trafen die Hofdamen unter sich wieder ihre Verabredungen für den Dienst. In jedem Monate hatten vier den Dienst, und von diesen immer nur zwei den sogenannten großen Dienst, das heißt, sie mußten täglich erscheinen; die beiden

Andern hingegen kamen nur des Abends und Sonntags. Die Beiden, welche den großen Dienst hatten, kamen um eilf Uhr früh in den sogenannten Dienstsaal. Sie konnten hier arbeiten, oder müßig bleiben und waren ungefähr bis um ein Uhr. Um diese Zeit fuhr die Kaiserin aus. Ging sie zu Fuße, so bildeten die diensthuenden Damen ihr Gefolge. Waren die beiden Oberhofdamen nicht im Palaste, was sehr selten geschah, so nahm die Kaiserin eine der diensthuenden Palastdamen mit sich, gewöhnlich die älteste, nicht diejenige, die sie sonst am liebsten gewählt hätte. Nur selten erhielten die diensthuenden Palastdamen diese Auszeichnung, und gewöhnlich saßen der Ehren-Kavalier und ein Kammerherr ihr gegenüber im Wagen, wenn sie spazieren fuhr. Der Stallmeister und der diensthuende Page waren stets zu Pferde an der rechten und linken Seite des Wagens. Die Spazierfahrt dauerte 1 bis 2 Stunden. Nach ihrer Rückkehr grüßte die Kaiserin ihre Damen und begab sich in ihr Zimmer, von einer der beiden Oberhofdamen begleitet. Die beiden diensthuenden Palastdamen blieben bis 5 Uhr, wo sie Erlaubniß erhielten, sich auf kurze Zeit, gelangweilt und unzufrieden, nach Hause zu begeben.

Um sieben Uhr kamen sie wieder und durften nicht eher gehen, bis die Kaiserin sich niedergelegt hatte. Der Abend war angenehmer als die Tagesstunden. Fast immer ließ der Kaiser die dienstthuenden Frauen und Herren rufen, worauf die beiden Damen, der Kammerherr und der Stallmeister herein traten.

Bei großen Hoffesten konnten zwar alle Hofsfähigen erscheinen, nur gewisse Personen aber, nämlich die Minister, die Großwürdenträger und einige Begünstigte, bildeten auch hier den engern geselligen Kreis, hatten das Recht, jeden Abend zu kommen, die petites entrées. Sie waren in einem Saale versammelt. Wenn der Kaiser gespeiset hatte, ging er in sein Zimmer, sprach einen Augenblick bei offenen Thüren mit der Kaiserin und befahl dann, jene Begünstigten (die petites entrées) und die Dienstthuenden einzulassen. Ein Kammerherr wiederholte den Befehl und jeder trat nach seinem Range ins Zimmer. Ließ der Kaiser die Dienstthuenden nicht rufen, so mußten diejenigen, die nicht das Recht des gewöhnlichen Zutritts hatten, allein im Saale bleiben. Dieses Zutrittsrecht wurde alle drei Monate gewährt und genommen, damit nicht zu viel Gesellschaft auf ein-

mahl Zutritt erhalte. So geschah es eines Tages, als die Herzogin von Rovigo und Frau v. Bouille den groſsen Dienst hatten, daſs der Kaiser nur die Zutrittsberechtigten rufen lieſs, und da der Kammerherr und der Stallmeister dazu gehörten, so blieben die beiden Frauen ganz allein. Frau von Bouille lieſs vorfahren und entfernte sich wüthend. Die Herzogin, wenn auch eben so empfindlich, blieb klüglicher Weise. Sobald der Kaiser erfahren hatte, wer die dienstthuenden Damen waren, lieſs er sie sogleich rufen. Die Herzogin entschuldigte die Entfernung der Andern mit einem plötzlichen Uebelbefinden; der Kaiser aber, die Wahrheit ahnend, tadelte ihr Benehmen laut und war besonders artig gegen die Herzogin von Rovigo.

Auſser den Palastdamen, gab es eine groſse Menge von Kammerherrn, von welchen eine gewisse, vom Kaiser ernannte Anzahl den Dienst bei der Kaiserin hatte. Eben so geschah es mit den Stallmeistern, deren es vier bis fünf gab, die den Dienst nach der Reihe versahen, auſser dem ersten Stallmeister, dem Fürsten Aldobrandini.

Man kann denken, daſs es unter den Kammerherrn und Stallmeistern die Mischung gab, die man überall findet. Wenn man aber glauben will,

te, daß der alte Adel dem neuen, mit welchem er am Hofe vereinigt war, auch das Beispiel des feinen Tones und der Höflichkeit der alten Zeit gegeben hätte, so würde man sich sehr irren. Ich muß hier eine Bemerkung wiederholen, die Viele vor mir gemacht haben, daß die Altadeligen den schlechtesten Ton annahmen und die unschicklichsten und unanständigsten Aeußerungen sich erlaubten. Eben diese aber kehrten in ihren eigenen Wohnungen zu den Gewohnheiten und dem Tone zurück, den sie nie hätten aufgeben sollen. Es gab jedoch Mehrere, auf welche sich diese Bemerkung nicht anwenden läßt, so wußte z. B. Herr v. St. Aignan bei seinem Dienste im Palaste die tiefste Ehrerbietung mit allen Annehmlichkeiten der Geistesbildung und feiner Sitte zu verbinden. Ein Hr. von M. hingegen zog sich durch ein entgegengesetztes Benehmen ein unangenehmes Abenteuer zu. Als er einst bei Regenwetter neben dem Wagen der Kaiserin aus dem Palast Elisee Bourbon ritt, sah er einen Mann, der seinen Hut nicht abgenommen hatte, und gab ihm einen Hieb mit der Reitpeitsche, daß der Hut in den Koth flog. Der Beleidigte forderte ihn zum Zweikampf, worin M. eine Wunde erhielt. Er wurde sehr gestadelt, und

besonders äußerte die Kaiserin laut ihr Mißfallen über diese Rohheit.

Die Palastdamen, die in solcher Gesellschaft fünf bis sechs Stunden zubringen mußten, konnten nicht viel Vergnügen haben. Sie mußten die Erzählungen von ärgerlichen Abenteuern anhören, welche den ehrbaren Frauen Erröthen abzwangen, und solche, die es nicht waren, in Verlegenheit setzen. Diese mußten zuweilen unanständige Spöttereien über ihre Verbindungen ertragen. Der Kaiser wußte nichts von allen diesen Dingen. In seiner Gegenwart waren Alle ehrerbietig, höflich und still, aber man entschädigte sich, wenn er weg war. Eine Palastdame und zwei Herrn machten die Gesellschaft der Kaiserin beim Spiele aus. Unter den Palastdamen aber bildeten sich andere Spielgesellschaften in einem andern Zimmer. Der Kaiser brachte gewöhnlich den Abend in der Unterhaltung mit einem oder zwei Ministern zu, mit welchen er in dem anstoßenden kleinen Billardzimmer der Kaiserin stand. Er spielte ziemlich schlechte Billard, ohne Aufmerksamkeit und immer plaudernd. Hier überließ er sich gewöhnlich seinem Mißmuth und Mutwillen, wenn ihm etwas in

Kopfe lag. Man hörte immer nur seine Stimme, und selten antwortete man ihm.

In der ersten Zeit seines erstaunlichen Glückes ahmte Napoleon nicht das Betragen der Emporkömmlinge nach, die nichts so sehr scheuen, als den Zeugen ihrer ehemaligen Lage zu begegnen. Er nahm seine alten Bekannten gut auf, leistete ihnen gute Dienste und behielt sogar den ehemaligen vertraulichen Ton gegen sie bei. An dem Tage, wo er zum ersten Consul erhoben wurde, schickte er einen Eilboten an Herrn von Rulhieres, der zugleich mit ihm Lieutenant im Regiment La Fere gewesen war, und machte ihm bekannt, daß er ihn zu seinem Sekretär ernannt habe. Später machte er ihn zum General-Sekretär der Regierungs-Commission in Piemont; und endlich gab er ihm die Präfektur von Aachen, die aber Rulhieres nie antrat, da er bald darauf starb.

Er setzte seine Freundschaftsverbindungen lange fort, und lud in der ersten Zeit seines Consulats seine alten Freunde oft nach St. Cloud ein. Später aber fand er sich veranlaßt, ein anderes Betragen gegen sie zu beobachten, da Mehrere von ihnen vergaßen, was sie dem Oberhaupte der Regierung schuldig waren, und ihn zwangen, dar-

an zu denken. Darunter war der Schauspieler Dugazon. Wie Ihr Euch hübsch abrundet, Dugazon, sprach Napoleon einst in St. Cloud zu dem wohl beleibten Manne und klopfte ihm auf den Bauch. — Nicht so sehr als Sie, Papachen, erwiederte Dugazon, sich dieselbe Gebehrde erlaubend. Papachen antwortete nichts, aber Dugazon hatte seitdem nicht mehr Zutritt. Der Miniaturmahler Isabey war nicht weniger unbescheiden. Bonaparte spielte oft mit seinen Vertrauten die Bewegungsspiele, die er liebte. Als man einst in Malmaison Springhammel (sautemouton, ein Spiel, wobei mehrere Männer, in der Entfernung von einigen Schritten, mit gekrümmtem Rücken und Kopf in einer Reihe hinter einander stehen und über einander springen) spielte, bemerkte Isabey nicht, oder wollte nicht bemerken, daß die Mitspielenden nie über den ersten Consul wegsprangen, sondern seitwärts vorbei gingen, um über seinen Vordermann zu springen. Er sprang ohne Umstände über Bonaparte's Schultern. Dieser schien es nicht übel zu nehmen, gab aber dem Mahler nach dem Sprunge einen derben Schlag auf die Lenden. „Ich lache darüber, sprach der Mahler, er hat dennoch meinen .... geküßt."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dem Unbescheidenen die Thüre verschlossen wurde. In der Folge verzieh ihm jedoch der Kaiser und machte ihn zum Lehrer der Kaiserin Marie Luise; aber nie gab er ihm eine Gunstbezeigung.

Auch Talma nahm sich einige Freiheiten, die dem Kaiser mit Recht mißfielen. Er wurde nicht mehr zu dem engern Kreise zugelassen, aber Napoleon gewährte ihm fortdauernd seinen Schutz, bezahlte jährlich die Schulden des Schauspielers und bewilligte ihm überdieß ein bedeutendes Geschenk.

Sehr bekannt ist der schöne Zug von Napoleon, wie er einst in Gegenwart einer mittelmäßigen Frau, die um Gnade für ihren Mann bat, einen Brief verbrannte, der den einzigen Beweis der Verrätherei des Beschuldigten enthielt. Ich will einen andern erzählen, der weniger bekannt ist. Nach der entscheidenden Schlacht bei Jena wurde Napoleon in Weimar erwartet. Die angesehensten Bewohner waren, wie die Mitglieder des herzoglichen Hauses, entflohen, weil man, da der Herzog bei dem preußischen Heere stand, die Rache des Siegers fürchtete. Die Herzogin allein entschloß sich, die Stadt nicht zu verlassen. Sie zog

sich mit ihren Hofdamen in einen Flügel des Pallastes zurück und ließ die größten Zimmer für den Kaiser einrichten. Gleich nach seiner Ankunft stellte sie sich oben an den Eingang der Schloßtreppe, um ihn nach herkömmlicher Sitte zu empfangen. Wer sind Sie? fragte Napoleon, sie erblickend. — Ich bin die Herzogin von Weimar, war die Antwort.

Dann bedauere ich Sie, ich werde ihnen Ihr Asyl vernichten, fuhr der Kaiser fort, und ohne ihr weitere Aufmerksamkeit zu beweisen, begab er sich in sein Zimmer.

Am folgenden Morgen erfuhr sie, daß die Plünderung der Stadt schon angefangen hatte. Sie schickte einen ihrer Kammerjunker zu ihm, sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ihn um eine Audienz zu bitten. Dieser Schritt gefiel dem Kaiser, und er ließ der Herzogin sagen, er werde zu ihr kommen, sich bei ihr zum Frühstück einzuladen. Gleich nach seinem Eintritte fing er nach seiner Gewohnheit an, zu fragen. Wie hat Ihr Gemahl die Thorheit begehen können, mich zu bekriegen? sprach er.

Ew. Majestät würde ihn verachtet haben, wenn er anders gehandelt hätte.

Wie so?

Der Herzog ist seit dreißig Jahren in preußischen Diensten. In dem Augenblicke, wo der König gegen einen so mächtigen Feind, als Ew. Majestät, zu kämpfen hatte, konnte der Herzog ihn nicht mit Ehren verlassen.

Diese eben so kluge als passende Antwort schien den Kaiser zu besänftigen. Aber wie kommt es, daß der Herzog sich zu Preußen hält?

Es wird Ew. Maj. bekannt seyn, daß die herzoglich sächsischen Häuser immer dem Beispiele des Kurfürsten folgten, und da dieser die Politik beobachtet hat, sich eher mit Preußen, als mit Oesterreich zu verbinden, so konnte der Herzog nicht wohl anders handeln, antwortete die Herzogin.

Die Unterredung dauerte fort, und die Herzogin zeigte so viel Gewandtheit des Geistes, als Seelengröße. Sie sind die achtungswertheste Frau, die ich je gekannt habe, sprach endlich Napoleon, aufstehend: Sie haben ihren Gemahl gerettet. Ich vergebe ihm, aber Ihnen allein verdankt er es. — Er befahl zu gleicher Zeit, die Plünderung aufhören zu lassen, und die Ordnung war bald hergestellt. Einige Zeit nachher unterzeichnete er einen Vertrag, der die Erhaltung des Landes

sicherte und schickte einen Eilboten mit dieser Nachricht an die Herzogin ab.

Seit es Mode geworden ist, einem Manne, der wahrlich große Dinge entworfen und vollbracht hat, jedes Talent, jedes Verdienst abzusprechen, hat man unter andern gesagt, der berühmte Uebergang über die Brücke bei Lodi sey nicht eine tapfre That, sondern bloß eine Kriegslist gewesen; er habe, als er sich über die Brücke stürzte, eine fast ganz weiße Fahne empor gehalten, und da die Feinde ihn für einen Unterhändler genommen habe das Feuer während seines Ueberganges aufgehört. Läßt sich ein ungereimteres Mährchen erfinden? Die Feinde hätten Thoren, oder mit Blindheit geschlagen seyn müssen, wenn sie für einen Unterhändler einen Offizier hätten halten wollen, der nicht allein, nicht mit wenigen Menschen kam, sondern zahlreiche Truppen, welche die ganze Brücke bedeckten, und im Sturmschritte anrückten, hinter sich hatte.

Unter den Vorwürfen, die man Napoleon gemacht hat, wurden auch die Worte nicht vergessen, die er zu der gesetzgebenden Versammlung sprach: „In drei Monaten werden wir Frieden haben, der Feind wird verjagt, oder ich werde

tödt sehn.“ Warum hat er nicht den Tod gesucht? sagen gewisse Leute. Vielleicht gelang es ihm nicht. Alle, die ihm in der Gegend von Troyes nahe waren, behaupten, er habe sich der Gefahr so sehr ausgesetzt, daß man hätte glauben müssen, er suche den Tod. Folgende Thatsache ist weniger bekannt. Bei den Gefechten in der Gegend von Brienne, stellte sich der Kaiser, des Wiederstandes müde, den er fand, an die Spitze einer Abtheilung reitender Jäger, und begab sich zu dem Vortrab, wo er zwei Stunden lang unter stetem Kugelregen angriff. Ich habe einen jungen Mann gekannt, der mir die Versicherung gab, er und einige andere junge Leute hätten während des Gefechts bei Brienne wohl zwanzig Schüsse auf Napoleon gethan, ohne ihn zu treffen. Sein Gefolge bot vergebens alles auf, ihn zu bewegen, die gefährliche Stelle zu verlassen. Er wünschte wahrscheinlich, im Kampfe zu fallen. Glücklich für ihn und für Frankreich, wenn er in den Ebenen der Champagne umgekommen wäre; wir würden dann die hundert Tage und das Unglück, das ihnen folgte, nicht erlebt, und er nicht eine Gefangenschaft gefunden haben, schlimmer als der Tod.

Noch ein Wort über seine letzte Abreise. Bei seiner Ankunft in Rochefort, hoffte er noch, sich ungehindert nach Amerika einschiffen zu können. Man hatte ihm diese Meinung beigebracht, aber es waren englische Schiffe bereit, ihn aufzufangen. Im Hafen lag ein dänisches Schiff, dessen Kapitain eine Französin geheirathet hatte. Von Napoleons Unglück gerührt, kam er zu ihm und wollte sich verpflichten, ihn sicher nach Amerika zu bringen. Er sagte, es gäbe in seinem Schiffe ein nicht zu entdeckendes heimliches Behältniß, worin aber nur ein Mensch mit einigem Gepäcke Platz habe, und setzte seine Ehre zum Pfande, Napoleon werde gegen alle Nachforschungen gesichert seyn. Napoleon war, wie man versichert, schon bereit, dieses Anerbieten anzunehmen, seine Begleiter aber fürchteten, es sey eine Schlinge und boten alles auf, ihn abzuhalten. Frau Bertrand, eine geborne Engländerin, soll sich ihm zu Füssen geworfen und ihn dringend gebeten haben, sich der Ehre, Redlichkeit und Großmuth der Engländer anzuvertrauen. Napoleon folgte diesem Rathe. Frau Bertrand, setzt man hinzu, habe, in Verzweiflung über die unglücklichen Folgen ihres Rathes, sich ins Meer

stürzen wollen, und sey nur mit Mühe daran verhindert worden.

Die Verfasserin hat ihrer Schrift den oben erwähnten Bericht der außerordentlichen Commission der gesetzgebenden Versammlung vom 28. December 1813, und die Anrede, die der Kaiser am 1. Januar 1814 aus dem Stegreife an die Deputation der Versammlung hielt, hinzugefügt, mit der Versicherung, daß sie diese geschichtlichen Aktenstücke, die man in allen bisherigen Abdrücken nur mit Veränderungen und Weglassungen bekannt gemacht habe, von echten Abschriften entlehne. Beide mögen daher auch hier aufbewahrt werden, zumahl da die letzte ein so wichtiger Beitrag zu Napoleons Charakteristik ist.

A. Bericht.

„Meine Herren. Die außerordentliche Commission, welche Sie, Kraft des Kaiserlichen Dekrets vom 20. December 1813, ernannt haben, überbringt Ihnen den Bericht, welchen Sie unter so schwierigen Umständen erwarten."

„Es gezieme nicht der Commission allein, sondern dem gesammten gesetzgebenden Körper, die Gesinnungen auszusprechen, welche die von Sr.

Majestät verordnete Mittheilung der urschriftlichen Aktenstücke aus dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten einflossen muß. Diese Mittheilung hat unter dem Vorsitze Sr. Durchlaucht, des Reichserzkanzlers statt gefunden. Es sind der uns vorgelegten Aktenstücke neun."

„Darunter befinden sich die Noten der französischen und österreichischen Minister bis rückwärts zum 18ten und 21sten August. Auch ist die Rede des Prinzen Regenten vom 5. September an das englische Parlement hinzugefügt, worin es heißt: „Es liegt weder in der Absicht Sr. Majestät, noch „der verbündeten Mächte, von Frankreich irgend „ein Opfer zu fodern, das mit seiner Ehre und „seinen gerechten Ansprüchen unverträglich wäre."

„Die gegenwärtige Friedensunterhandlung begann am 10. November, und wurde durch Vermittelung des französischen Ministers in Deutschland angeknüpft. Er war bei einer Unterredung zwischen den Ministern von Oesterreich und England zugegen, und wurde beauftragt, Friedensworte nach Frankreich zu bringen und die allgemeinen Grundlagen zu eröffnen, auf welchen der Friede unterhandelt werden könnte."

„Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herr Herzog von Bassano, beantwortete am

16ten diese Mittheilung des österreichischen Ministers. Er erklärte, ein, auf die Grundlage der allgemeinen Unabhängigkeit der Völker geschlossener Friede zur See und zu Lande sey der Gegenstand der Wünsche und der Politik des Kaisers, und schlug daher einen Congreß in Mannheim vor."

„Der österreichische Minister antwortete am 23. November, Ihre Kaiserliche Majestäten und der König von Preußen seyen bereit, eine Unterhandlung anzuknüpfen, sobald sie die Gewißheit erhielten, daß der Kaiser der Franzosen die vorläufig mitgetheilten allgemeinen Friedensgrundlagen annehmen wolle."

„Die Mächte glaubten, daß die in dem Briefe vom 16ten enthaltenen, obgleich von allen europäischen Regierungen allgemein angenommenen, Grundsätze nicht als Grundlagen dienen könnten."

„Am 2. December gab der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Herr Herzog v. Bassano, die verlangte Gewißheit. Die in dem Briefe vom 16ten ausgesprochenen allgemeinen Grundsätze wiederholend, kündigte er mit lebhafter Zufriedenheit an, daß Se. Maj. der Kaiser die vorgeschlagenen Grundlagen annehme, und daß Allerhöchstdieselbe die großen Opfer, die dadurch von Frank-

reich gefordert würden, ohne Bedauern bringen wolle, um Europa den Frieden zu geben.“.

„Darauf antwortete am 10. December der österreichische Minister, Ihre Majestäten hätten mit Vergnügen vernommen, daß der Kaiser die zur Erhaltung des Gleichgewichts und der Ruhe von Europa wesentlich nothwendigen Grundlagen angenommen habe, sie hätten die Mittheilung jener Erklärung an ihre Verbündeten verordnet und zweifelten nicht, daß die Unterhandlungen gleich nach dem Empfange ihrer Antworten anfangen könnten.“

„Nach den uns gemachten Mittheilungen blieb die Unterhandlung bei diesen letzten Aktenstücken stehen.“

„Hier wird sie, wie man hoffen darf, sich wieder anknüpfen, sobald die, durch eine Mittheilung an eine entfernte Macht herbeigeführte Zögerung aufgehört haben wird, und auf diese beiden Aktenstücke müssen unsere Hoffnungen sich gründen.“

„Während diese Verhandlungen zwischen den Ministern der betheiligten Mächte statt fanden, wurde in der Frankfurter Zeitung, die ihrer Commission, Kraft eines verschlossenen Schreibens Sr. Majestät, vorgelegt wurde, eine Erklärung der verbündeten Mächte vom 1. Decbr. abgedruckt, worin man unter andern folgende Stelle bemerkt: „Die

„verbündeten Fürsten wollen, daß Frankreich groß, „stark und glücklich sey, weil die französische Macht, „wenn sie groß ist, eine der wesentlichen Grundla„gen des gesellschaftlichen Gebäudes ausmacht. Sie „wollen, daß Frankreich glücklich sey, daß der fran„zösische Handel wieder hergestellt werde, daß die „Künste, Wohlthaten des Friedens, aufblühen, weil „ein großes Volk nur, wenn es glücklich ist, ruhig „seyn kann. Die verbündeten Mächte sichern dem „französischen Reiche eine Gebietsausdehnung, die „Frankreich nie unter seinen Königen gehabt hat, „weil ein tapferes Volk darum nicht herab gesetzt „wird, wenn es auch Unfälle in einem hartnäckigen „und blutigen Kampfe erlitten hat, wo es mit sei„ner gewöhnlichen Unerschrockenheit stritt."

„Es ergibt sich aus diesen Aktenstücken, daß die kriegführenden Mächte laut den Friedenswunsch ausgedrückt haben. Es wird Ihnen insonderheit nicht entgangen seyn, daß der Kaiser den Entschluß offenbaret hat, große Opfer zu bringen, und daß er den von den verbündeten Mächten selbst vorgeschlagenen allgemeinen Grundlagen beigetreten ist."

„Die Aengstlichkeit des besorgtesten Vaterlandsfreundes braucht diese allgemeinen Grundlagen noch nicht zu kennen. Ohne in die Geheimnisse der Kabinete eindringen zu wollen, wo es unnütz ist, sie

zum Vortheil des zu erreichenden Zweckes zu kennen, ist es hinlänglich zu wissen, daß jene Grundlagen nur die zur Eröffnung eines Kongresses geforderten Bedingungen sind. Es ist hinlänglich, zu bemerken, daß jene Bedingungen von den verbündeten Mächte selbst vorgeschlagen worden sind, und überzeugt zu seyn, daß Se. Majestät ihre volle Zustimmung den Grundlagen ertheilt hat, die zur Eröffnung eines Kongresses nothwendig sind, wo demnächst alle Rechtsansprüche, und alle Interessen besprochen werden. Der österreichische Minister hat überdieß selbst anerkannt, daß der Kaiser die zur Wiederherstellung des Gleichgewichtes und der Ruhe von Europa wesentlich nothwendigen Grundlagen anerkannt habe, und es ist folglich der Beitritt Sr. Maj. zu jenen Grundlagen ein großer Schritt zur Herstellung des Weltfriedens gewesen."

„Nach den konstitutionellen Verfügungen steht es dem gesetzgebenden Körper zu, die Gesinnungen auszusprechen, welche jene Mittheilungen erwecken, denn der 30ste Artikel des Senats-Beschlusses vom 28. Frimaire des Jahres XII lautet: „Der gesetzgebende Körper wird, so oft die „Regierung demselben eine Mittheilung macht, welche sich auf einen andern Gegenstand, als die Abstimmung über ein Gesetz bezieht, sich in einen all-

„gemeinen Ausschuß verwandeln, um die Antwort „zu erwägen."

„Da der gesetzgebende Körper von seiner Commission Bemerkungen erwartet, die geeignet sind, eine des französischen Volkes und des Kaisers würdige Antwort vorzubereiten, so erlauben wir uns, einige unserer Gesinnungen auszusprechen."

„Die erste ist die Dankbarkeit für eine Mittheilung, welche in diesem Augenblicke den gesetzgebenden Körper aufruft, von den politischen Interessen des Staates Kenntniß zu nehmen."

„Man fühlt eine Hoffnungsregung mitten unter den Verheerungen des Krieges, wenn man sieht, daß die Könige wie die Völker um die Wette den Friedenswunsch aussprechen."

„Die feierlichen und wiederholten Erklärungen der kriegführenden Mächte sind wirklich übereinstimmend mit dem allgemeinen Wunsche Frankreichs, den Frieden zu haben, mit jenem Wunsche, der jedem von uns in seinem Departemente einmüthig eröffnet wurde, und dessen natürliches Organ der gesetzgebende Körper ist."

„Nach den, in den Erklärungen enthaltenen allgemeinen Grundlagen, scheint es, daß die Wünsche der Menschheit für die Erlangung eines ehrenvollen und dauerhaften Friedens bald erreicht werden

können. Ehrenvoll würde der Friede seyn, weil für die Völker, wie für die Einzelnen, die Ehre in der Behauptung ihrer Rechte und in der Achtung gegen die Rechte Anderer besteht. Dauerhaft würde er seyn, weil die wahre Bürgschaft des Friedens in dem Vortheile liegt, den alle vertragschließende Mächte dabei finden, dem Friedensschlusse treu zu seyn."

„Was also kann die Wohlthaten desselben verzögern? Die verbündeten Mächte geben dem Kaiser das glänzende Zeugniß, daß er die zur Herstellung des Gleichgewichts und der Ruhe von Europa wesentlich nothwendigen Grundlagen angenommen hat. Die erste Bürgschaft seiner friedlichen Gesinnungen gibt uns sowohl jene Widerwärtigkeit, die wahre Rathgeberin der Könige, als das laut erklärte Bedürfniß der Völker und das eigene Interesse der Krone."

„Vielleicht werden Sie es für nützlich halten, Se. Majestät zu bitten, noch eine feierlichere Bürgschaft hinzuzufügen."

„Wenn die Erklärungen der fremden Mächte trüglich wären, wenn sie uns unterjochen wollten, wenn sie die Zerreißung des geheiligten Gebietes von Frankreich beabsichtigten, so müßte man einen Volkskrieg fortdauern lassen, um zu verhüten, daß

unser Vaterland eine Beute der Fremden werde; um aber desto sicherer die edle Aufregung, welche die Reiche rettet, zu bewirken, ist es wohl nöthig, das Volk und den Monarchen enger zu verbinden."

„Es ist Bedürfniß, den Beschuldigungen der Vergrößerung, der Eroberungssucht und eines beunruhigenden Uebergewichtes Stillschweigen aufzulegen. Ist es nicht, da die verbündeten Mächte geglaubt haben, die Völker durch öffentlich bekannt gemachte Versicherungen beruhigen zu müssen, Sr. Majestät würdig, sie durch feierliche Erklärungen über die Absichten Frankreichs und des Kaisers aufzuklären?"

„Als jener Fürst, dem die Geschichte den Nahmen des Großen gegeben hat, in seinen Völkern die Kraft erwecken wollte, entdeckte er ihnen alles, was er zur Erlangung des Friedens gethan hatte, und sein hohes Vertrauen war nicht ohne Wirkung."

„Um die verbündeten Mächte abzuhalten, Frankreich und den Kaiser zu beschuldigen, daß man ein zu ausgedehntes Gebiet behalten wolle, dessen Uebergewicht sie zu fürchten scheinen, würde es eine wahrhaft große Handlung seyn, sie durch eine feierliche Erklärung aus dem Irrthume zu bringen."

„Es steht uns allerdings nicht zu, die Worte einzugeben, die in der ganzen Welt wiederhallen

würden, wenn aber diese Erklärung einen nützlichen Einfluß auf die verbündeten Mächte haben, wenn sie auf Frankreich den gehofften Eindruck machen soll, würde es nicht zu wünschen seyn, daß sie ganz Europa und Frankreich das Versprechen verkündigte, den Krieg nicht anders, als zur Erhaltung der Unabhängigkeit des französischen Volkes und der Unversehrtheit seines Gebietes fortzuführen? Würde eine solche Erklärung nicht in ganz Europa ein unbestreitbares Gewicht erhalten?"

„Wenn Se. Majestät auf diese Weise, in ihrem und in Frankreichs Nahmen die Erklärung der Verbündeten beantwortete, würde man auf der einen Seite die Mächte sehen, welche die Versicherung geben, daß sie sich nicht eines Gebietes bemächtigen wollen, dessen Bestand sie zur Erhaltung des Gleichgewichtes von Europa für nothwendig erkannt haben, und auf der andern Seite einen Monarchen, der sich nur von dem Willen beseelt erklärte, eben dieses Gebiet zu vertheidigen."

„Wenn das französische Reich allein jenen würdigen Grundsätzen getreu bliebe, welche jedoch von allen Oberhäuptern der europäischen Völker wären verkündigt worden, so würde Frankreich, durch die Hartnäckigkeit seiner Feinde zu einem Volkskriege

für seine Unabhängigkeit, zu einem als gerecht und nothwendig anerkannten Kriege gezwungen, alsdann zur Behauptung seiner Rechte diejenige Kraft, Eintracht und Ausdauer zeigen, wovon es schon so glänzende Beweise gegeben hat. Einmüthig in seinem Wunsche, den Frieden zu erlangen, würde es auch einmüthig in seinen Anstrengungen zur Erringung desselben seyn, und der Welt noch einmahl zeigen, daß ein großes Volk kann, was es will, wenn es nur will, was seine Ehre und seine gerechten Ansprüche fordern."

„Die Erklärung, welche wir zu erwarten wagen, würde die Absichten der Mächte, welche die französische Tapferkeit ehren, fesseln; aber sie würde nicht genug seyn, das Volk selbst zu gewinnen, und zur Vertheidigung zu rüsten."

„Es steht verfassungsmäßig der Regierung zu, die Mittel vorzuschlagen, die sie für die zweckmäßigsten und sichersten hält, dem Feind zurück zu schlagen, und den Frieden auf dauerhafte Grundlagen zu bauen."

„Diese Mittel werden wirksam seyn, wenn die Franzosen sich überzeugen, daß die Regierung nur nach dem Ruhme des Friedens strebt; sie werden wirksam seyn, wenn die Franzosen die Ueberzeugung erhalten, daß ihr Blut nur zur Vertheidigung

eines Vaterlandes und schützender Gesetze wird vergossen werden; aber jene tröstenden Worte: Frieden und Vaterland würden vergebens erschallen, wenn man nicht eine Bürgschaft für die Staatseinrichtungen gäbe, welche die Wohlthaten des einen und des andern versprechen."

„Es scheint daher ihrer Commission unumgänglich nothwendig zu seyn, daß zu derselben Zeit, wo die Regierung die zur Sicherheit des Staates wirksamsten Mittel vorschlägt, Se. Majestät gebeten werde, die völlige und beständige Vollziehung der Gesetze zu handhaben, welche den Franzosen die Rechte der Freiheit, der Sicherheit und des Eigenthumes verbürgen, und dem Volke die freie Ausübung seiner politischen Rechte sichern. Diese Bürgschaft hielt ihre Commission für das wirksamste Mittel, den Franzosen die zu ihrer eigenen Vertheidigung nöthige Kraft zu geben."

„Ihre Commission wurde auf diese Ansichten geleitet durch den Wunsch und das Bedürfniß, den Thron und das Volk immer innig zu verbinden, um alle Anstrengungen gegen gesetzlose Willkühr und gegen die Feinde des Vaterlandes zu vereinen."

„Ihre Commission mußte sich damit begnügen, Ihnen die Bemerkungen mitzutheilen, die ihr ge-

eignet schienen, die Antwort vorzubereiten, welche Sie nach der Verfassung zu geben haben."

„Wie werden Sie dieselbe aussprechen? Die Verfügung der Verfassung bestimmt die Art und Weise; Sie sollen die Antwort in einem allgemeinen Ausschusse erwägen, und da der gesetzgebende Körper dem Kaiser jährlich einen Vortrag zu übergeben hat, so werden Sie es vielleicht für passend halten, auf diesem Wege die Antwort auf die Ihnen gemachte Mittheilung auszusprechen. Wenn es, unter den gegenwärtigen wichtigen Umständen, der erste Gedanke Sr. Majestät war, die Abgeordneten des Volkes um den Thron zu versammeln, so ist es wohl ihre erste Pflicht, diesen Ruf dadurch würdig zu beantworten, daß sie dem Monarchen die Wahrheit und den Friedenswunsch des Volkes hören lassen."

B. Anrede des Kaisers.

„Ich hatte Sie versammelt, daß Sie mir beistehn sollten, Gutes zu thun; Sie haben meine Erwartung betrogen. Sie haben sich von fünf unruhigen Köpfen leiten lassen."

„Hr. Lainé ist ein böser Mensch; ich weiß, er steht mit dem Prinzen Regenten von England, durch Vermittelung des Advokaten de Seze, in Verbindung. Hr. Raynouard hat gesagt, General Mas-

ſena habe Servietten in einem Schloſſe geſtohlen. Er hat gelogen. (Hier ſchien Se. Majeſtät die Sache zu erklären) Die Beſchuldigung gegen den General Maſſena iſt eine Verläumdung. Wie kann man einen Reichsmarſchall ſo behandeln? Ich weiß, wie man alle zahlreichen Verſammlungen leitet. Der Eine ſetzt ſich in dieſen Winkel, der Andere in jenen Winkel, und bald folgt die ganze Maſſe dem Anſtoße, den man ihr gegeben hat."

„Unter Ihnen ſind mehr als eilf Zwölftheile wackre Leute, aber es gibt auch Ränkemacher, Unruhſtifter darunter. Ich kenne ſie. Es gibt in der geſetzgebenden Verſammlung achtungswerthe Beamten, General-Prokuratoren, Richter, Rechnungsbeamte, einen ehemaligen Geſandten bei den vereinigten Staaten; aber Ränke haben ihre Wahl geleitet. In der diplomatiſchen Commiſſion, in der Commiſſion für die Abfaſſung der Adreſſen, in der Finanz-Commiſſion, ſieht man immer dieſelben Menſchen erſcheinen."

„Der Bericht ihrer Commiſſion hat mir ſehr geſchadet; ich hätte lieber zwei Schlachten verloren. Was wollte man damit? Die Anſprüche des Feindes vermehren. Man wollte, daß ich mehr abtreten ſollte, als der Feind forderte. Wenn man die Champagne von mir verlangte, müßte ich dann

auch La Brie geben? Ja, man verlangte eine offene Erklärung meiner Gesinnungen; aber ich habe sie gegeben; wir werden nicht mehr kämpfen, um Eroberungen zu machen, oder zu behalten, sondern nur um Frankreich zu befreien."

„Sind Mißbräuche vorgekommen, so mußte man sie mir genau und bestimmt anzeigen. Ich würde ihre Commission mit meinen Ministern haben zusammen treten lassen; man hätte die Mißbräuche untersucht; wir hätten unsre schmutzige Wäsche unter vier Augen gewaschen. Aber muß man im Angesichte des Feindes Vorstellungen machen? Man hatte den Zweck, mich zu demüthigen. Man wollte mir das Gesicht beschmutzen; man kann mich tödten, aber entehren soll man mich nicht."

„Ich bin nicht unter Königen geboren, ich bin nicht zum Throne berufen. Was ist ein Thron? Vier Stücke vergoldetes Holz, mit einem Sammtteppich bedeckt. Tausend Verdrüßlichkeiten umringen die Throne; aber so lange ich auf dem Throne sitze, werde ich die Rechte desselben vertheidigen. Die Nation braucht mich mehr, als ich sie brauche."

„Ihre Commission hat mich mehr gedemüthigt, als die Feinde. Sie hat gesagt, Widerwärtigkeit sey die wahrhaftige Rathgeberin der Könige. Der

Gedanke ist wahr, aber die Anwendung, die man auf mich davon machte, ist eine Niedrigkeit. Meine Feinde haben mir nie Vorwürfe darüber gemacht, daß ich nicht über Widerwärtigkeiten erhaben bin; das heißt Spott mit Beleidigung verbinden."

„In vier Monaten werde ich den abscheulichen Bericht ihrer Commission bekannt machen. Läßt man sich einfallen, ihn unter dem Publikum zu verbreiten, so lasse ich ihn im Moniteur abdrucken, mit Anmerkungen von meiner eigenen Hand."

„Was hatten Sie vor? Uns die Verfassung von 1791 wieder zu bringen? Ich will nichts wissen von einer Verfassung, die ich nicht verstehe. Hätte Ludwig XVI. sie nicht angenommen, so würde er noch herrschen."

„Rechneten Sie auf die Vorstädte St. Antoine und St. Marceaux? Wollten Sie die gesetzgebende Versammlung nachahmen? Sie ließ sich von den Girondisten beherrschen, von Vergniaux, von Guadet. Was ist aus ihnen geworden? Sie liegen im Grabe."

„Wer sind Sie, daß Sie den Staat verbessern wollen? Sie glauben Vertreter des Volkes zu seyn? In England ist es das Haus der Gemeinen, weil das Volk es ernennt; bei uns aber ist nicht die-

selbe Verfassung, und das ist nicht meine Schuld. Sie sind nur Abgeordnete zur gesetzgebenden Versammlung. Der wahre Vertreter des Volkes bin ich, den vier Millionen Bürger dreimahl zu ihrem Beherrscher ausgerufen haben. Der Senat und der Staatsrath theilen mit mir, und vor Ihnen, die gesetzgebende Gewalt. Alle Gewalten hangen vom Throne ab, alles hat seinen Mittelpunkt im Throne."

„Noch einmahl, eilf Zwölftheile unter Ihnen sind gut, aber Sie haben sich von Meutemachern leiten lassen. Hr. Lainé ist ein Verräther. Ich werde ein Auge auf ihn und die Bösen haben und sie niederhalten."

„Kehren Sie in ihre Departements zurück. Ich rechne darauf, daß Sie dort einen guten Geist verbreiten werden. Sagen Sie ihren Mitbürgern, daß Frankreichs Hilfsquellen nicht so erschöpft sind, als man glaubt. Erleide ich noch Unfälle, so werde ich meine Feinde in den Ebenen von Champagne erwarten; in drei Monaten haben wir Frieden, die Feinde sind verjagt, oder ich bin todt."

Des

Gefangenen auf St. Helena

merkwürdigste

Worte, Meinungen, Handlungen, Characterzüge,

Briefe und Anecdoten.

1815.

Soldaten, besonders im Augenblicke eines Rückzugs. Wenn man davon überzeugt seyn will, so lese man folgendes: die Schilderung ist aus dem Schreiben eines Präfecten, eines der südlichen Departements von Frankreich entlehnt: „Sie kommen zu ihm, um mit ihm zu sprechen; er hört Ihnen zu, Sie schweigen, und er antwortet Ihnen. Sein Ton ist mild; seine Worte anständig, abgemessen und folgerichtig; sein Auge ist ruhig; seine Züge sind heiter und liebreich, allein der Zufall hat etwas, z. B. eine Landcharte, ein Buch, in seine Nähe gebracht; er blickt darauf, und diese maschinenartige Abziehung hat den Mann verändert. Seine Blicke fallen auf Sie; seine Stimme wird auf einmahl rauh und schreyend, sein Ausdruck beleidigend und lakonisch. Sie sehen ihn wieder an; seine Stirn ist ernst; sein Auge voll Feuer, und aus einem halbgeöffneten Munde kommt eine höhnische abschlägige Antwort, oder auch eine Entlassung in dem Tone eines Königs der Barbaren. Sie gehen vernichtet und bestürzt von dannen, und wissen nicht, ob es nicht zwey verschiedene Personen sind, mit denen Sie gesprochen haben.“

Eines Tages kommt einer seiner Minister zu ihm, und überreicht ihm einen Bericht von einer Verschwö-

rung gegen seine Person, den er gewünscht hatte. Man erwartete, er werde in Wuth gerathen, gegen die Verräther losdonnern, allein er läuft das Papier durch, ohne die geringste Spur von Bewegung zu verrathen. Endlich sagte er: „Herr Graf! der Staat hat nichts gelitten, die Obrigkeiten sind nicht beleidigt worden; bloß auf meine Person hatten sie es angelegt; ich beklage sie, daß sie nicht wissen, daß alle meine Wünsche auf Frankreichs Wohl gerichtet sind, aber jeder kann sich irren. Sagen Sie den Undankbaren, daß ich ihnen verzeihe. Herr Graf! schlagen Sie das gerichtliche Verfahren nieder.“ Zwey Tage darauf darf man sich nur bey der Morgenaufwartung einfinden, um eine ganz andere Scene zu erblicken. Ein Schwarm von Höflingen umgibt ihn; jedermann hat seine Augen auf ihn gerichtet; seine Gestalt ist ganz verändert; seine Gesichtsmuskeln sind krampfhaft; sein ganzes Aeußere ist wild und zornig; in der Versammlung herrscht eine traurige Stille. Der Kaiser hat noch kein Wort gesprochen, aber er sieht sich unter den vorhandenen Personen um; er bemerkt den nähmlichen Minister, der vor zwey Tagen den Bericht überreicht hatte.

„Herr Graf!“ redete er ihn an, „sind die elen-

den Verschwörer hingerichtet? Liegen ihre Mitschuldigen in Ketten und Banden? Haben die Henker demjenigen ein neues Beyspiel gegeben, der denen nachahmen will, die sich an meiner Person vergreifen wollen?"

Der arme Minister ist wie versteinert. Er glaubt zu träumen, und doch wacht er. Er will seine Entschuldigung anführen, er stammelt, es fehlt ihm an Worten. Vergebens erinnert er den Kaiser an die Gnade, die er vorgestern ausgesprochen hat, und führt sogar die Worte an, deren er sich dabey bedient hatte. Man gibt ihm trotzig zur Antwort: „nichts ist unrichtiger; Sie haben mich nicht recht verstanden." Dieses schweigen herrscht allenthalben; der Monarch unterbricht es zuerst. Schon ist er nicht mehr derselbe Mann. Seine Gesichtszüge haben sich aufgeklärt; seine Stimme ist milde und biegsam worden. Er unterhält sich mit einem französischen Marschalle, grüßt einen Bothschafter, wendet sich wieder gegen den Minister, der vor Scham oder Zorn noch ganz roth ist, und spricht mit ihm von gleichgültigen Dingen mit einer Güte, einer Milde und einer Freundlichkeit, die jedermann in Erstaunen setzt. Dieses erreicht doch den höchsten Grad,

als er in dem Augenblicke, wo die Gesellschaft fortgeht, dem Minister nochmahls zuruft: „Herr Graf, Sie werden die Sache beschleunigen.“ Der Staatsmann entfernt sich, von Schmerz durchdrungen; er wagt es auf sich zu nehmen, die grausamen Befehle nicht zu vollziehen, die er eben erhalten hatte, und der Monarch spricht mit ihm nie ein Wort wieder von der Sache.

Napoleon ist innerlich stets mehr oder weniger beschäftigt. Sobald er niemand mehr um sich hat, spricht er beständig mit sich allein; oft begleitet er seine Selbstgespräche mit Geberdenspielen, und fast immer macht er die nähmlichen Geberden bey den nähmlichen Umständen. Wenn man ihn daher verließ, so war man der Gegenstand seiner innern und äußern Beschäftigung. Hatte er jemand durch falsche Versprechungen hintergangen, oder glaubte er jemand in irgend einer Hinsicht übertölpelt zu haben, so konnte man es sogleich errathen. Sein Gang war alsdann ungleich, hastig und eilig; mit niedergebeugtem Kopfe lief er im Zimmer herum; und sah die Hände an, die er mehrmahls rieb; sein Lachen war düster und stier; er blinzte mit den Augen, und das linke Auge war fast ganz geschlossen; er war mit sich zufrieden,

und einige zusammenhängende Worte, die er in dieß Geberdenspiel mischte, setzten den Beobachter in Stand, das Ganze vollends zu errathen. Waren es Gründe, die man ihm vorgelegt hatte, selbst wenn er sie verlangt hatte, so wurde er, wenn sie seinen Vortheilen oder auch seinen Leidenschaften entsprachen, was für die Suchenden um so besser war, etwas aufgeheiteter; seine Stirne klärte sich auf, und dann kamen seine gewöhnlichen Ausdrücke: „Was kann wahrer seyn! — Er hat recht. — Er urtheilt richtig. — Man kann nichts dagegen einwenden.“

Hatte er gegründete Vorstellungen machen hören, ob sie schon mit aller möglichen Vorsicht ausgedrückt waren, aber seinen Willen oder dem Riesenhaften seiner Entwürfe widersprachen; oder hatte er auch bloß erfahren, man habe dergleichen Vorstellungen einem Minister im Vertrauen gemacht, so befand er sich wirklich in einem Zustande von gähzorniger Fallsucht; alles war bey ihm in Unordnung, sowohl der Geist als der Körper. Der Anfall der verschiedenen Leidenschaften, welche in diesem Augenblicke seinen Geist bestürmten, war so schrecklich, daß es vor ihm hätte einschlagen können, ohne daß er aus seinen Verzuckungen erwacht wäre. In diesem einzi-

gen bestimmten Zustande beharrte er am längsten. Wenn jedoch die Maschine die Erschütterungen nicht länger mehr ertragen konnte, wurde er ruhiger. Es war ein peinlicher Anblick, wenn man ihn in diesem Zustande ansah. Etwas gedrängt Düsteres, Wildes und Trauriges herrschte in seinem ganzen Wesen. Er befand sich in einem sichtbar-leidenden Zustande, und konnte sich durch Thränen keine Erleichterung verschaffen; denn so lange er glücklich war, war ihm das süße Geschenk der Thränen versagt.

Wenn sich Napoleon solchen Ausbrüchen überließ, so würde sich ihm niemand, selbst der Unerschrockenste nicht, zu nähern gewagt haben. Er hatte gegen dem Fürsten Poniatowsky eine ganz besondere Achtung, und doch wurde er einst wüthend gegen ihn aufgebracht. Der Fürst Poniatowsky hatte im Feldzuge in Rußland, als er seinen linken Flügel gänzlich bloß gestellt sah, eine rückgängige Bewegung gemacht, und seine Fronte verändert. Diese Bewegung, welche der Hettman Platow benutzte, brachte einige hundert Wagen, besonders die Casse einiger Regimenter in seine Hände. Nach der Meinung des Kaisers Napoleon hatte der Fürst einen unverzeihlichen Fehler began-

gen, und er donnerte eben gegen ihn los, als ihm ein Officier besondere Depeschen vom Marschall Davoust überreichte. Dieser junge Officier erschrack so sehr über den wüthigen Zustand, worin er den Monarchen überraschte, daß er nur so viel Kräfte hatte, ihm das Paket zu überreichen, und sich zu entfernen, ohne ein einziges Wort zu sprechen. Napoleon hielt das Paket zehn Minuten lang in der Hand, ohne zu wissen, wer es ihm gegeben hatte.

Ein Hauptzug seines Charakters *) ist der ungestümme düstere und abenteuerliche Geist, der ihn keinen Augenblick ruhen, und der ihn von einem ungeheuern Unternehmen zum andern treibt. Nie fällt ihm eine andere politische Berechnung ein, als eine solche, welche ihm der zügellosesste Ehrgeiz, und die unbändigste Habgier eingibt. Mit dieser unermüdeten Thätigkeit und dem abenteuerlichen Unternehmungsgeiste verbindet er die wegwerfendste Meinung von den Menschen, ja sogar die beleidigendste Verachtung derselben. Eines Tages sagte er zu einem Beamten, der in Italien Zahlungen

*) Pichon de l'état de la France sous Buonaparte.

auf die Armeecasse bewirkt hatte, und sich deßhalb mit den Befehlen des Directoriums entschuldigte: „Sie wissen also nicht, daß es keinen unter den Directoren und Ministern gibt, der mir nicht für 20,000 Franken die Stiefeln küßte?" Zu jemand, der gegen ihn den 18. Brumaire die Besorgniß äußerte, Augereau möchte wohl nicht ganz zu trauen seyn, sagte er: „seyen Sie ruhig; er muckt nicht; er weiß, mit welchem Holze ich mich wärme." Vor Mitgliedern des Tribunats, das sich der Errichtung von Specialtribunalen widersetzte, entfuhr ihm folgende Aeußerung: „Warum lasse ich Sie nicht insgesammt in die Seine werfen? Ganz Paris würde seinen Beyfall dazu geben."

Jemand machte ihm die Vorstellung, die öffentliche Meinung sey gegen eine Maßregel. „Ich werde Ihre öffentliche Meinung," versetzte er, „einmauern lassen, wenn es mir beliebt."

Die jungen Conscribirten nannte er Kanonenfutter, und auf dem Schlachtfelde bey Wagram sagte er bey dem Anblicke der Todten, die es bedeck-

ten: „man lasse es mir sogleich rein machen!“

„Fürchtest du nicht,“ sagte sein Bruder Lucian zu ihm, daß sich Frankreich gegen den unwürdigen Gebrauch empört, den du von deiner Gewalt machst?“ „Sey du außer Sorgen,“ versetzte er, „ich will ihm so zur Ader lassen, daß ihm die Lust lange Zeit dazu vergehen soll.“

Als er von Abgaben sprach, sagte er einst: „man muß den Esel tüchtig beladen, daß er nicht ausschlägt.“

Die fürchterlichste Aeußerung, welche ihm vor ungefähr vier Jahren entfiel, ist folgende: „Europa ist eine alte verfaulte H...; ich habe 800,000 Mann, und kann mit ihr machen, was mir beliebt.“

Selbst den 30. März 1814 träumte er noch von Eroberungsentwürfen, und seit 18 Monathen beschäftigte er sich mit der Eroberung Aegyptens, ob er schon in Gefahr war, den Thron, ja vielleicht das Leben zu verlieren.

Mehr als einmahl äußerte er in Gegenwart seiner Minister und Großbeamten: „der Monarch

nur allein ist Etwas, die Andern alle sind Knechte." Ein andermahl sagte er: „ich bin Herr von Allem, der letzte Mann und der letzte Thaler gehört mir."

Die Menschen dünkten ihm Maschinen, und er sagte: „sie (die Menschen) sind für den Souverain das, was die Bauern für die Schachspieler sind. Man schiebt sie dahin, wo man sie braucht, und wirft sie weg, wenn die Partie ausgespielt ist." „Nicht mit Kanonen, sondern mit Menschenschüssen (coups d'hommes) habe ich gesiegt."

Zur Belehrung der Völker und Könige muß man das Andenken an die Ansteckung verewigen, welche die Ungerechtigkeit und die Gewaltthätigkeit einer uneingeschränkten Regierung über alle unterstehenden Behörden fortpflanzen. Es entsteht ein Geist der Hingebung, des dumpfsinnigen Fatalism, einer grausamen Gleichgültigkeit, der alle diejenigen mit fortreißt, welche an der Gewalt Theil nehmen, oder sich ihr nähern. Der Gedanke, der alle Gemüther beherrscht, ist der, daß es nirgends als im Staate Glück und Unglück gibt; daß man einer beständigen

Lotterie beywohnt, wo man sich sein Loos durch Geschmeidigkeit, Ränke, Lüge und alles das zubereiten muß, wodurch man glücklich zwischen tausend Klippen hindurch kommt. Traf daher jemand eine ungerechte oder willkührliche Handlung von Seiten Napoleons oder seiner Minister, so nahm niemand mehr Antheil an ihm; man hielt ihn für todt. „Was der Teufel, worüber beklagen Sie sich? fragte ein Minister ein Schlachtopfer dieser Art; wir befinden uns auf einem wirklichen Schlachtfelde.“ Ein anderer Minister sagte vor nicht langer Zeit: „die Gerechtigkeit mordet uns.“ Diese Härte, diese Ungerechtigkeit traf Alle, selbst die Mächtigsten. Ihre ersten Opfer waren selbst Napoleons Brüder. Sie erhielten bey sich zu Hause Arrest, sogar mit Gensd'armen. Zu dem Könige von Holland, der nicht gern in diesem ungesunden Lande wohnen wollte, sagte er: „Nun, so sterben Sie als König!“

Was ungewöhnlich und von allen gewöhnlichen Regeln abwich, das hielt Napoleon seiner Politik und seiner Verwaltung für angemessen. Mehr als einmahl erklärte er jemand, den er vernichten wollte, für einen Narren. Der berühmte Lalande hörte einst in voller Versammlung des Insti-

tuts den Befehl vorlesen, daß er nie mehr weder sprechen noch schreiben solle, weil er verrückt sey. Eine Frau von D.... hatte er für wahnsinnig erklärt, und als sie etwas gegen dieses Gerücht, das sich auf eine für sie höchst unangenehme Art verbreitet hatte, in die Zeitungen einrücken lassen wollte, durfte sie dieß nicht. Wie viele sind unter dem Vorwande des Wahnsinns nach den Zellen von Charenton geschickt worden? Es ist höchst wahrscheinlich daß auch der Herzog von Abrantes (Junot) in Wuth über die gewaltsame und willkürliche Verhaftung gestorben ist, welche man mit ihm vornahm, indem man vorgab, er sey wahnsinnig.

Schon von seinen frühesten Jahren an sann er Großes, obschon niemahls Menschliches, und fast immer etwas, was die Gränzen überschreitet, die sich selbst der Ehrgeizige vorschreibt. Sein Onkel, der Cardinal Fesch, hatte ihn mehr als einmahl mit einem Cromwell in der Hand überrascht. Eines Tages fragte er ihn, was er von diesem Usurpator denke? „Cromwell," versetzte er, „ist ein

gutes, aber unvollständiges Werk.“ Der Onkel, der glaubte, sein Neffe spreche von dem Buche, fragte ihn, was er dem Verfasser für einen Fehler vorwerfe? „Sapperment! erwiederte Buonaparte, „nicht von dem Buche spreche ich mit Ihnen, sondern von der Person Cromwells.“

Ein Herr Dupuis, der sonst Vorsteher einer zahlreichen Erziehungsanstalt war, befand sich einst zu Marseille in einem Hause, wo auch Buonaparte war. Die Unterhaltung fiel auf das Elend, das mit einer Krone in Revolutionszeiten verknüpft sey. „Wissen Sie, warum die Könige zu beklagen sind?“ fragte ihn auf einmahl Buonaparte. — Vielleicht sagen Sie es uns, erwiederte Herr Dupuis, den die Kühnheit des jungen Schülers in Erstaunen setzte. „Ja, mein Herr! entgegnete der Letzte; ich wage Sie zu versichern, daß Ihre Schulanstalt schwerer zu regieren ist, als das erste Reich von der Welt. Der Grund liegt darin, daß Ihre Zöglinge nicht Ihnen angehören; ein König hingegen, der es auf eine kräftige Art seyn will, war immer Herr seiner Völker.“ Alle Welt

fing an über die Sophisterey zu schreyen. „Schreyen Sie, so viel Sie wollen, erwiederte ihnen Buonaparte; „wäre ich König, so wollte ich Ihnen meine Behauptung beweisen.“

Napoleon besitzt vollkommen das große Geheimniß, das ganz zu seyn, was er an einem Schlachttage seyn muß. Jeder Officier findet leicht bey ihm Zutritt, und kann auf eine gute Aufnahme rechnen. Geht er vor einer Fronte vorbey, so lächelt er die Krieger an, und wer weiß es nicht, was ein Lächeln, ein gefälliges Wort, eine Beyfallsbezeugung über einen Haufen von Menschen vermag, die nicht die Worte und die Sache gehörig zu würdigen wissen? Vielleicht war die Errichtung der Ehrenlegion einer der stärksten Hebel, womit Buonaparte die französische Tapferkeit in Bewegung setzte. Er war selbst hiervon fest überzeugt; denn er sagte einst zu Lacepede, der Kanzler der Ehrenlegion war: „Sie wissen nicht alles, mein Herr Graf! was ich der Ehrenlegion zu verdanken habe. Wenn Sie ein Diplom ausfertigen, so können Sie bestimmt sagen: zu einer schönen Handlung fertige

ich den Befehl aus.“ Diese ehrenvolle Auszeichnung nährte den kriegerischen Wetteifer so sehr, daß man in einem Bericht an den General Grenier über einen Officier, der sich mit seltener Unerschrockenheit benommen hatte, folgendes Wortspiel findet: dieser Officier würde sich an's Kreuz nageln lassen, um nur das Kreuz zu erhalten.“

Zu der Veranlassung seiner zahlreichen Siege muß man auch die Hoffnung rechnen, die jeder Soldat hatte, befördert zuwerden. Bey den steten Kriegen und bey einer Nation, die der Ehrgeiz seines Fürsten ganz kriegerisch gemacht hatte, war nichts schneller als Beförderungen. Ein Officiercorps, das des Morgens noch vollständig und von dem des Abends bloß noch die Hälfte übrig war, both sehr schnell zu besetzende Stellen dar und immer wurden diejenigen befördert, die sich am meisten ausgezeichnet haben.

Ein noch wichtigerer Umstand besteht darin, daß Buonaparte's Ergänzungsart ohne physische Rücksicht und gegen alle Naturgesetze bey den französischen Soldaten das nothwendige Bedürfniß erzeugt hatte, der Gefahren zu spotten. Die Conscription nahm die jungen Leute im 18. Jahre weg. In

diesem Alter war ihr Schicksal noch nicht bestimmt. Der Jüngling, der ein Advocat, ein Procurator oder ein Beamter werden sollte, hatte sein Recht noch nicht studiert, der Künstler hatte seine Art des Studiums noch nicht gewählt, der Handwerker seine Lehrjahre noch nicht überstanden, und selbst die Aeltern dieser verschiedenen Classen, die fest überzeugt waren, daß sie diese theuern Kinder bald einbüßen würden, hatten sie vernachlässigt. Das waren also die Soldaten. Diejenigen, welche unter den Fahnen grau zu werden begannen, sagten zu sich: ich bin nicht reich; ich habe kein Gewerbe; im 24. oder 30. Jahre kann ich keine Lehrjahre mehr stehen; das Waffenhandwerk muß also nothwendig das Meinige bleiben, und ich muß mich auszeichnen, damit ich befördert werde. Ja! wer sollte es wohl glauben, daß sogar die Verzweiflung, das Ziel seiner Militärlaufbahn nicht zu wissen, große Thaten hervorgebracht hat, die bisweilen zum Gewinn von Schlachten beytrugen, welche den glänzendsten Erfolg gehabt haben.

Seit seiner Abreise aus dem Kremel, den 18. October 1812, war Buonaparte sowohl in Ansehung seines Geistes als seines Körpers nicht mehr kennbar. Je mehr seine Verluste zunahmen, desto mehr Fehler ließ er sich zu Schulden kommen. Den 18. Octob. 1812 wurde die Reiterey des Königs von Neapel von den Russen geschlagen. Als Buonaparte diese Nachricht erhielt, wurde er wüthend, und schob dem Könige die Schuld davon laut auf den Hals. „Wenn er bloß ein Soldat ist, wenn es warm ist, so kehre er nach dem Berge Tabor zurück." Diese beleidigende Aeußerung war in einem Augenblicke höchst unklug, wo der Kaiser alle seine Kräfte und alle seine Krieger nöthig hatte. Ich weiß nicht, ob der König diese Aeußerung erfahren hat, aber von diesem Zeitpuncte an, bis zu seinem Abgange von der Armee betrug er sich gegen seinen Schwager mit einer Kälte, die er kaum verheimlichte. Der Letztere brachte vollends seine Unzufriedenheit aufs Höchste, als er dem Prinzen Eugen den Oberbefehl über die ganze Armee übertrug. Der König von Neapel schlug sehr eilig, mit Groll gegen seinen Schwager im Herzen, den Weg nach seinen Staaten ein.

Bey seiner Rückkunft nach Paris den 18. Dec. 1812 kannte er in seinen Forderungen gar keine Gränzen mehr. Allenthalben bezeugte man ihm eine gleiche Nachgiebigkeit, nirgends fand er bey den Staatsbehörden Widerstand. Alle theilten seinen Wallspruch: „Der letzte Mensch und der letzte Heller sind mein.“ Diese Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche richtete ihn zu Grunde. Er glaubte von nun an, er könne weder die Menschen noch die Dinge ermüden. Man höre ihn, was er zu seiner Gemahlinn sagt: „ich habe große Verluste erlitten, aber ich kann sie in kurzem wieder gut machen. Ich kenne mein Volk, ich habe es zu weit hinein verwickelt, als daß es zurück treten könnte. Es hat mir seine Söhne gegeben; die Söhne werden mir ihre Väter zuführen; meine Schätze befinden sich in allen Taschen; ich darf sie nur fordern. Ich werde den Thron nicht herabwürdigen, ich werde aus diesem Kampfe glorreich hervor gehen.“

Den 7. October 1813 reisete er mit seiner Garde von Dresden ab, und zwang auch den König von Sachsen, ihm zu folgen. Er ließ den Marschall St. Cyr mit 27,000 Mann in dieser Hauptstadt, und ging nach Leipzig hin, um zuerst die

Armeen unter dem Feldmarschall von Blücher, und dem Kronprinz von Schweden, und dann jene unter dem Fürsten von Schwarzenberg anzugreifen und zu schlagen. Wenigsten kann er keinen andern Plan gehabt haben, weil er sonst anders verfahren seyn würde. den 10. reisete er von Eilenburg nach Düben, wo er in der Hammermühle in der Nähe der letztern Stadt abtrat. Der Marschall Ney eilte nach Düben, und hohlte den sächsischen Stadtcommandanten, den Napoleon zu sprechen verlangte. Bey seinem Eintritte redete ihn Buonaparte folgendergestalt an: ich höre, Sie sind ausgeplündert worden, ich bedaure dieß sehr! Wie stark war der Feind? War der Kronprinz von Schweden, war Blücher, war Langeron dabey? Wo wandten sie sich hin?" Als er vernahm, daß sie sich an der Saale hingezogen hätten, wurde er vor Schrecken ganz bleich, und es kostete Zeit, ehe er sich wieder erhohlte. „Also gingen sie nicht bey Wartenburg über die Elbe zurück?" — „Nur ein sehr kleiner Theil."

Die Nachricht, daß die Preußen, Russen und Schweden ihm im Rücken ständen, und nicht vor ihm geflohen wären, war ihm ein Donnerschlag. „Sie haben vertraute Leute, fuhr er zu dem sächsi-

schen Commandanten fort, lassen Sie einige hohlen.“ Man ließ einen Schuhmacher kommen; diesem versprach Buonaparte dreyßig Thaler, wenn er eine Depesche nach Erfurt brächte, und dreyßig Thaler, wenn er wieder zurückkäme und alles gehörig ausgerichtet hätte.

Nunmehro blieb Buonaparte vier Tage unthätig in Düben, und ließ für sich die günstigsten Augenblicke unbenützt verstreichen. Er ließ das verbündete Heer unter dem Fürsten Schwarzenberg heranrücken, und kam den 14. October nach Leipzig, und zwar gerade in dem Augenblicke, als das heiße Vortrabsgefecht zwischen Libertwolkwitz und Wachau begonnen hatte. Sogleich schlug er seinen Bivouak vor dem äußersten grimmaischen Thore links an der Straße, gerade vom Galgen herunter, auf, ließ sich einen Tisch und einen Feldstuhl hinsetzen, und breitete auf jenem eine grosse Landkarte und mehrere kleinere aus. Nachdenkend ging er mit auf dem Rücken geschlagenen Händen herum, hörte die Berichte der herbeyeilenden Adjutanten an, und ertheilte schnell Bescheid, nahm sehr häufig eine Prise Taback, schürte mit dem Fuße das Holz in das Feuer, und als um vier Uhr

ein Adjutant aus dem äußersten grimmaischen Thore herausgesprengt kam, welcher ihm wahrscheinlich die Nachricht von der Ankunft seiner Garde brachte, setzte er sich sogleich zu Pferde, und ritt nach dem Dorfe Reudnitz, wo er sein Hauptquartier nahm. Den 15. untersuchte er die Gegend um Wachau, und in seinem Gefolge befanden sich mehrere Marschälle nebst dem Fürsten Poniatowsky und dem Könige von Neapel. Abends kehrte er wieder nach Reudnitz zurück, allein den 16. früh verließ er es, und begab sich in die Gegend von Wachau, wo er während des größten Theils der Schlacht in der Baumallee, die aber jetzt nicht mehr vorhanden ist, nördlich vom Dorfe mit seinem Stabe sich aufhielt, mit auf dem Rücken geschlagenen Händen herumging und Befehle ertheilte. Er vereitelte die Angriffe der Verbündeten auf Wachau, trieb sie vom Mittage an zurück, und um 2 Uhr ertheilte er dem sächsischen Oberstlieutenant, Herrn von Odeleben, der sich bey ihm befand, Befehl, dem Könige von Sachsen zu schreiben, daß sich der Sieg auf Seiten der Franzosen befände, und daß er verlange, daß die Glocken geläutet würden, damit es die Armeen auf allen Seiten er-

führen. Um vier Uhr geschah dieß, und in diesem Augenblicke ritt auch Buonaparte um die Stadt herum zum äußern hallischen Thore hinaus, um sich zur Armee des Marschalls Marmont zu begeben, wo er in dem Augenblicke bey Großwiederitsch eintraf, als der Letztere geschlagen wurde.

Abends kehrte er zur Armee südlich von der Stadt zurück, und blieb in Dösen, wo man auch den General Meervelbt hinbrachte, dem man im Dorfe Dölitz gegen Abend gefangen genommen hatte. Mit diesem ließ er unterhandeln, allein man kam zu keinem Resultate, und er schickte den 18. den General Meervelbt zurück. An diesem Tage verließ er früh um Ein Uhr Dösen und begab sich nach Lindenau, zu dem General Bertrand, dessen Rückzug er anordnete. Als Buonaparte zurückkam, begab er sich nach der sogenannten holländischen Windmühle, und war an diesem Tage allenthalben, wo Gefahr drohete. des Nachmittags, als der Kronprinz von Schweden gegen 3 Uhr Paunsdorf angriff, und es auch bald eroberte, warf sich Buonaparte in der Gegend zwischen Probsthäude und der holländischen Windmühle auf die Erde nieder,

streckte die Hände und Füße von sich, schwieg gänzlich still, hörte die Berichte der herbeyeilenden Adjutanten an, sprang nach einiger Zeit plötzlich auf, setzte sich zu Pferde, und eilte gegen Stötteritz hin. Gegen Abend sprengte er gegen die Felder hinweg, und machte zwischen der Milchinsel und den Kuchengarten. Halt, um eine russische Batterie jenseits der Parda zu besichtigen, allein die Russen bemerken ihn, richteten ihr Geschütz auf ihn, die Kugeln schlugen nicht weit von ihm, aber hinter ihm, nieder, und er eilte pfeilschnell davon.

Des Abends um 9 Uhr kam er nach Leipzig, und trat im Hotel de Prüsse auf dem Roßplatze ab. Den 19. früh um 2 Uhr ließ er einen Leipziger Einwohner, den er kannte, zu sich kommen, und als derselbe eintrat, fragte er ihn sogleich, ob er gestern auf irgend einem Thurme der Stadt gewesen sey. Dieser bejahete es, und setzte hinzu, dieß habe seine Pflicht mit sich gebracht. (Napoleon hatte den Besuch der Thürme verbothen). Hierauf fragte ihn Napoleon weiter, ob er gestern Abend über Lindenau hinaus viele Truppen der Verbündeten gesehen habe. Der Gefragte gab ihm

zur Antwort, daß er bloß des Vormittags auf einem Thurme gewesen sey, und daß er also diese Frage nicht beantworten könne. Napoleon entließ die Person, ließ sie jedoch um 4 Uhr Morgens nochmahls zu sich fordern; da aber diese bey ihrem Eintritte viele Generale und Adjutanten um ihn erblickte, so ging sie wieder fort, ohne ihn gesprochen zu haben.

Nach 9 Uhr Vormittags, den 19. kam er in die Stadt geritten, besuchte den König von Sachsen und lud ihn dringend ein, ihm zu folgen, allein dieser Fürst hatte schon bey seiner Abreise von Dresden beschloßen, Sachsen nicht zu verlassen, sondern unter den Seinen auszuharren; er schlug daher Buonapartes Ansuchen standhaft aus, wie er dieß auch schon früher dem Herzoge von Bassano erklärt hatte.

Gegen 10 Uhr verließ Buonaparte den König von Sachsen, und da er langsam über den Marktplatz nach der Haynstrasse hinritt, so hatte man Gelegenheit zu bemerken, daß sich sein Aussehen während der Schlacht sehr verändert hatte; er sah wüst und abgezehrt aus, gleich einem Menschen, der mehrere Nächte hindurch geschwärmt

und nicht geschlafen hat. Als er ans innere Ranstädter Thor kam, mußte er wieder umkehren, weil der Ausgang durch Wagen und Menschen so verstopft war, daß niemand hindurch kommen konnte. Er ritt daher die Fleischergasse, Klostergasse und Burgstrasse zum Petersthore hinaus. Hier ermunterte er die Seinen nochmahls zum Kampfe, wandte sich nach dem Schlosse hin, und da er nicht auf dem Fahrwege nach dem Ranstädter Steinwege kommen konnte, so ritt er über das sogenannte Hahnreybrückchen durch das Gäßchen, das von da auf den ranstädter Steinweg führt. Auf diesen konnte er nur mit Mühe gelangen, weil alles vollgedrängt war, und niemand Platz machen wollte, ob man schon schrie: „Platz! der Kaiser ist da!" Es kam hierbey zu Schlägen und Stößen, und man erzählt sich, daß Marschall Ney auch seinen Theil davon erhalten habe.

Im Wogen der Menschenmassen wurde er mitfortgerissen, und als er bey der großen Funkenburg anlangte, gab er Befehl, die Brücke über den Elstermühlgraben am Ranstädter Thore zu sprengen, unter der man schon früh Fladerminen angelegt hatte. Es war jetzt 11½ Uhr, und die

Brücke wurde in die Luft gesprengt. Viele Soldaten, welche in der Nähe waren, fanden dabey ihren Tod. Von der kleinen Funkenburg stürzten Ziegel und andere Steine herab, und am andern Tage sah man viele Leichname längs derselben liegen, die von dem Herabfallen der Steine erschlagen worden waren. Napoleon setzte seinen Weg fort, und kehrte zu Lindenau in der Mühle ein, wo er eine Stunde blieb und die Folgen des zu frühzeitigen Sprengens der Brücke erfuhr. Vielleicht waren noch einige zwanzigtausend Truppen in der Stadt, die theils gefangen wurden, theils in der Elster und den Wassern auf den Wiesen ertranken. Nur wenige kamen glücklich davon. Um drey Uhr Nachmittags brach die französische Armee zwischen Lindenau und Schönau auf, wo sie sich gelagert hatte, und noch sehr zahlreich zu seyn schien. Sie schlug den Weg nach Marktranstädt ein, und bildete sehr breite Colonnen an beyden Seiten der Straße.

Während der Schlacht bey Leipzig war Buonaparte äußerst thätig, untersuchte alles selbst, und fand sich da, wo Gefahr war; allein, warum er hier eine Schlacht geliefert, warum er sich nicht

zurückgezogen hat, da den 13. 14. und 15. October seinem Rückzuge wenige oder gar keine Hindernisse im Wege standen, ist noch immer ein Geheimniß. Nach einer Sage soll der König von Neapel Schuld daran seyn, der den 11. Abends in Wachau eintraf, den 12. früh die umliegende Gegend untersuchte, und sie sehr geeignet zu einer Schlacht für die Franzosen fand. Er ließ sogleich einen Abriß der ganzen Umgegend aufnehmen, und schickte ihn Buonaparten nach Düben.

Einer von Buonapartes größten Fehlern bestand darin, daß er bey seiner Thronbesteigung an der Festigkeit seiner Regierung zweifelte, und im umgekehrten Sinne die Mittel zur Befestigung seiner Macht ergriff. Nur der Genius der Hölle konnte eine hohe geheime Polizey einrichten, die so gefährlich war, wie diejenige, von der er der Schöpfer war. Dieß Ungeheuer verbarg sich vor den Augen des großen Haufens, aber es hatte Millionen unsichtbare Arme, die Tag und Nacht damit beschäftiget waren, die freundschaftlichen Mittheilungen, die vertraulichen Ergießungen, die Unterhaltung

zwischen Anverwandten, den Ausbruch eines Einfalls, das Schweigen der Gedanken; die geheimen Wünsche der Begierde und die Seufzer des Unterdrückten zu belauschen. Bald Angeber, bald Richter und Henker war dieß treulose Chamäleon, eine Mischung von allen Classen der Gesellschaft. Hohe Beamte und betitelte Personen, Schriftsteller und Seiltänzer Handwerker und Rentirer, Kinder und Greise, Jünglinge und Jungfrauen wurden insgeheim in diese Verbindung aufgenommen, und spähten alles aus, was Buonapartes Existenz und seine Regierung gefährden konnte. Viele Schuldlose haben auf diese Art ihre Freyheit, ja sogar ihr Leben eingebüßt. Manche haben zehn und mehrere Jahre in Gefängnissen geschmachtet, Andere wurden hier fürchterlich gepeinigt.

Ein Engländer, der sich zur Zeit der Schlacht bey Jena (den 14. October 1806) an dem Hofe zu Weimar befand, *) erzählt folgende Unterredung, welche Napoleon mit der regierenden Herzoginn von Weimar hatte, und welche wir hier mittheilen wollen. Als der unglückliche Ausgang der

*) Le Spectateur 1. Vol. p. 78. Paris 1814.

Schlacht schon bekannt war, begab sich die Herzogin mit ihren Ehrendamen, ihrer Freundinn Miß Gore, Herrn Osborne und einigen anderen Engländern, denen sie großmüthiger Weise einen Zufluchtsort angebothen hatte, in einen Flügel ihres Schlosses.

Die großen Zimmer wurden für den Kaiser Napoleon zubereitet, der gegen Abend eintraf. Die Herzoginn verließ ihr Zimmer, stellte sich oben an die große Treppe, und empfing Napoleon sehr artig. „Wer sind Sie?" schrie er ihr entgegen, indem er zurücktrat.

„Ich bin die Herzoginn von Weimar."

„Ich bedaure Sie. Ich werde Ihren Gemahl zermalmen (ecraserai). Man schaffe mir das Essen in meine Zimmer.

Hierauf ging er ungestümm vor ihr vorbey. Die Nacht hindurch herrschte die größte Unordnung und der größte Lärm. Die unglückliche Herzoginn hörte das Jammergeschrey ihrer Unterthanen und konnte ihnen nicht helfen. Des andern Morgens faßte sie sehr früh das Herz, Einen ihrer Kammerherrn abzuschicken, um sich nach der Gesundheit des Kaisers zu erkundigen, und ihn um eine Audienz zu ersuchen.

Dieser Schritt, der dem Hofceremoniel angemessen war, erinnerte Napoleon daran, daß er Kaiser und was er als solcher einer regierenden Fürstinn schuldig sey. Er gab eine sehr gnädige Antwort, und lud sich selbst zum Frühstücke bey der Herzoginn ein. Kaum war er ins Zimmer getreten, so fing er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit die Herzoginn zu befragen an. „Wie konnte Ihr Gemahl, durchlauchtigste Fürstinn, so thöricht (fou) seyn, und mich zu bekriegen wagen?"

Ew. Majestät würde ihn verachtet haben, wenn er es nicht gethan hätte, war die edle Antwort der Herzoginn.

Wie so?

Mein Gemahl, erwiederte die Herzoginn langsam und ernst, ist seit ungefähr 30 Jahren in preußischen Diensten. Das war in der That nicht der Augenblick, wo es der König von Preußen mit einem so mächtigen Feinde, als Ew. Majestät sind, zu thun hatte, daß ihn der Herzog mit Ehren verlassen konnte.

Diese eben so geschickte als würdige Antwort machte auf Napoleon einen tiefen Eindruck. Seine Miene wurde sanfter, und er fuhr ruhig folgender-

maßen fort: wie kommt es, daß es der Herzog mit dem Könige von Preußen hält?

Ew. Majestät wird, wenn Sie sich erkundigen wollen, vernehmen, daß die jüngeren Zweige des Hauses Sachsens, die Herzoge, immer dem Beyspiele des Churfürsten gefolgt sind.

Die Unterhaltung dauerte noch einige Zeit über den nähmlichen Gegenstand fort. Endlich rief Napoleon aus: „Sie sind die achtungswertheste Frau, die ich noch gekannt habe. Sie haben Ihren Gemahl gerettet.“ Alsdann wiederhohlte er seine Ausdrücke von Hochachtung, und setzte darauf in seinem frechen Tone hinzu: ich verzeihe ihm, aber bloß Ihrentwegen.

Die Herzoginn erwiederte nichts, ergriff aber die Gelegenheit, sich für ihre unglücklichen Unterthanen zu verwenden, und erhielt einen Befehl, der zum Theil den Unordnungen Einhalt that, denen die Stadt ausgesetzt war.

In Berlin und in Pohlen äußerte Buonaparte die nähmliche Bewunderung der Herzoginn. Als ihn der Herzog im July 1807 zu Dresden seine Aufwartung machte, erschöpfte er sich in Lobeserhebungen der Herzoginn, und setzte hinzu: „aber

Ihre Soldaten sind die schlechtesten, die ich noch gesehen habe; zwey Drittheile haben Ihre Fahnen verlassen, ehe Ihr Contingent noch meine Armee erreicht hatte." Der Herzog wagte nicht, die Antwort zu geben, die ganz an ihrer Stelle gewesen wäre: „Sire! als sie sich gegen Sie schlugen, verließ keiner seine Fahne."

Als der Vertrag, welcher die Fortdauer des Herzogthums Weimar sicherte, von Seiten Buonaparte's an den Herzog geschickt wurde, sagte dieser zu dem Ueberbringer: mein Herr! seyen Sie so gütig, und geben Sie dieß Papier der Herzoginn, denn an sie hat es der Kaiser bestimmt.

Nach dem Sturze Robespierres, den 27. July 1794, brachte der Gang der Revolution alle Tage neue Veränderungen hervor. *) Der ehemahlige Artillerie-Capitain Aubry, der einer von den 73 Deputirten war, welche in Freyheit gesetzt wor-

*) Mémoires pour servir à l'histoire de France sous le gouvernement de Napoléon Buonaparte etc. Par J. B. Salgues. II. Livraison 1814. p. 133.

den, war damahls Mitglied des Heilsausschusses und Präsident des Militär-Comites. Die Jacobiner haßte er auf eine unversöhnliche Art, und wollte die Armee durchaus von den Terroristen und Unwissenden reinigen. Er setzte zehn bis zwölftausend Officiere ab, wovon ein großer Theil nicht lesen konnte. Buonaparte, der ein heftiger Jacobiner war, befand sich auch unter der Zahl der Verabschiedeten, und war vor Verzweiflung außer sich. Alle seine Speculationen waren zum zweyten Mahle gescheitert. Er hatte den Plan gehabt, sich Corsica zu bemeistern und Paoli zu stürzen, und Corsica hatte einen Verbannungsbeschluß gegen ihn erlassen; er hatte sich geschmeichelt, die italienische Armee als Obergeneral zu befehligen, und kaum konnte er auf den Befehl einer Infanterie-Brigade Hoffnung machen. Er erhielt von Poullier einen zweymonathlichen Urlaub, um nach Paris zu reisen, und wo möglich die gegen ihn entstandenen Vorurtheile zu vernichten. Das Unternehmen war keck; denn er stand in sehr schlechtem Rufe, und mußte sich vor einem Manne von einem sehr strengen und oft unerschütterlichen Charakter vertheidigen.

Buonaparte stieg zu Paris in der Straße

des Fosse's-Montmartre in einem Hotel garni ab, das damahls Herr Gregoire inne hatte, welcher jetzt das Hotel de Richelieu hat. Ein Theil seiner Gönner war, wie er, in Ungnade gefallen, allein es blieb ihm Freron übrig, der nach dem 9. Thermidor die Bergparten verlassen, und sich für einen ihrer heftigsten Gegner erklärt hatte. Barras hatte sich ebenfalls an die siegende Parten anzuschließen gewußt, aber Aubry verabscheute Barras, und die Empfehlung dieses letztern würde ihm mehr schädlich als nützlich gewesen seyn. Der Geist der Rückwirkung zeigte sich fühlbar, und niemand wagte einen Jacobiner zu beschützen.

Buonaparte fühlte lebhaft die ganze Schwierigkeit seiner Lage. Er war mit Assignaten nach Paris gekommen, und die Assignaten erlitten damahls ein schnelles und furchtbares Fallen. Er gerieth bald wieder in Noth; anfänglich bewohnte er ein Zimmer im ersten Stocke; der Zustand seiner Finanzen nöthigte ihn bald, eines im zweyten, dann im dritten, und endlich im vierten zu nehmen, und er stieg so von Stockwerk zu Stockwerk, so wie sein Vermögen abnahm. Sein Freund Tilly borgte ihm 25 Louisd'or; Fauvelet de Bourienne,

sein ehemahliger Schulcamerad zu Brienne und Patraud, sein ehemahliger Lehrer der Mathematik auf der nähmlichen Schule, gaben ihm auch Beweise von Anhänglichkeit und Freygebigkeit, aber Aubry blieb fortdauernd hart und unzugänglich. Der Exgeneral Buonaparte belagerte seine Thür vergebens, der Zutritt in sein Cabinett war ihm durchaus verbothen. Als Aubry eines Tages den Befehlshaber und einige Officiere der deutschen Legion empfing, benützte Buonaparte die Gelegenheit, mischte sich unter sie, als sie eintraten, und es gelang ihm, bis zu Herrn Gau, der jetzt Staatsrath ist, zu gelangen, welcher mit Aubry arbeitete, und sich mit ihm zu unterhalten begann: dieß bemerkte Aubry, welcher Buonaparte seine Verwegenheit bitter vorwarf, und ihn wieder fortzugehen zwang.

In dieser Verlegenheit suchte er um die Erlaubniß nach, die französischen Dienste zu verlassen, und ins Ausland zu gehen. Die hohe Pforte beschäftigte sich damahls mit einer Rüstung gegen Oesterreich!! und suchte französische Officiere, besonders von der Artillerie, zu bekommen. Buonaparte erblickte in diesem Umstande eine neue Zukunft für

sich, und drang lebhaft in den öffentlichen Heilausschuß, ihm die Erlaubniß zu gestatten, um die er bath. Jean Debry aber setzte sich kräftig dagegen, und stellte vor, daß es der französischen Armee an guten Artillerieofficieren fehle; Freron verband seine Bemühungen mit jenen Jean Debrys, und es gelang ihnen, Buonaparte den Befehl über die Artillerie in Hollond zu verschaffen. Der Held traf zur Abreise Anstalt, als ihm neue Ereignisse eine neue Laufbahn eröffneten, und ihn zu höherem Geschicken bestimmten.

Als das Glück in der Folge Buonaparte zum Consul erhoben hatte, sagte Freron zu seinem Freunde, dem Dr. M.... „Du weißt, was ich für ihn gethan habe. Ich bedeckte diese Familie Buonaparte mit meinen Flügeln; sie hatte die Hand beständig in meinen Taschen, und doch habe ich nur mit der äußersten Mühe eine Präfectur in Amerika erhalten können.“ Der Unglückliche ist daselbst gestorben, und Tilly, der Freund und Wohlthäter Buonaparte's, hat seine Tage in der Verweisung, 50 Stunden von Paris, geendigt.

Kurz vor seiner Entweichung von der Insel Elba (den 26. Februar 1815) beschäftigte er sich besonders mit der Einrichtung einer Fabrik von Eisen- und Stahlarbeiten, nach Art der großen englischen Anlagen in London, Birmingham u. s. w. in dieser Art. Als er mit dem Director dieser Anlage darüber sprach, machte dieser die Bemerkung, daß die Franzosen die Engländer immer in Gold- und Bijouterieарbeiten übertreffen würden; die Engländer hingegen in Eisen- und Stahlarbeiten stets den Sieg davon trügen. „Sie irren sich," sagte Napoleon, „wenn England Frankreich besiegte, so geschah es nicht durch das Eisen, sondern durch das Gold."

Bey seiner Abfahrt von Elba sagte er, „die Welt habe den ersten Theil seines Lebens gesehen, nunmehro wolle er ihr den zweyten liefern."

Als man ihm einst unter mehrern vom festen Lande angekommenen neuen Büchern auch eine Geschichte des letzten Kriegs vorlegte, sagte er lächelnd zum Großmarschall des Pallastes, Bertrand, indem er den Titel las: „man sollte dieß Buch betiteln: Supplementband zur Geschichte der Kreuzzüge; denn man hat mir die Ehre angethan, das Kreuz gegen

mich zu predigen, indem man mich als den Antichrist schilderte, mich, der ich höchstens nur ein Antipabst seyn wollte."

Als man im Frühjahr 1804. einen Bruch mit England zu befürchten begann, unterzeichnete Talleyrand keine einzige Depesche, die nicht vorher mit dem Prinzen Joseph überlegt, und von ihm gebilliget worden wäre, ehe der Inhalt von Napoleon genehmiget wurde. Diese Vorsicht war hauptsächlich das Mittel, wodurch er sich in seinem Posten behauptete, da Lord Whitworth auf einmahl Paris verließ; eine Abreise, die den Ober-Consul Napoleon dermaßen in Harnisch jagte, daß er mitten unter seinen Gen ralen nicht nur die Würde seines Ranges, und das überall gewöhnliche anständige Betragen gegen die Glieder des diplomatischen Corps, sondern auch die gebührende Achtung gegen seine Mutter und seine Brüder gänzlich vergaß, welche sammt und sonders bey dieser Gelegenheit die Wirkungen seiner heftigen Leidenschaften theils mehr, theils weniger erfahren mußten.

Talleyranden, der sich bey dieser Versamm-

Verlust ihrer Freyheit und Unabhängigkeit, betrachtet werden.

Eben bey den merkwürdigen Veranlassungen von Lord Whitworths unerwarteter Abreise hat Buonaparte, wie damahls bald allgemein bekannt wurde, seine heftige, zu lauter Gewaltthätigkeiten geneigte Gemüthsart durch höchst unanständige und wahrhaftige anstößige Ausbrüche seines Verdrußes verrathen: er trieb seine Mutter aufs plumpste aus seinem Zimmer, und verboth seinen Schwestern, ihm zu nahe zu kommen; seine Gemahlinn sperrte er auf mehrere Stunden in ihr Zimmer; er dankte verschiedene Generale ab, die sonst seine Favoriten gewesen waren; er behandelte mehrere Glieder seines Staatsraths schimpflich, und gab seinem Leibarzte, seinen Secretären und vornehmsten Dienern, ungebührliche und schmähliche Proben von persönlicher Beleidigung.

Ein Grenadier vom 21sten Regimente, (welches in Italien unter der Benennung terrible bekannt geworden war), sagte zu Buonaparte, indem er das Gewehr vor ihm präsentirte: „Sire, ich habe

in vier Feldzügen unter Ihnen gedient, und in zehn Schlachten oder Treffen unter Ihnen gefochten; ich habe in Ihren Diensten sieben Wunden bekommen, und bin immer noch kein Mitglied von Ihrer Ehren-Legion, da doch schon viele, die unter Moreau gedient haben, und die nicht im Stande sind, einen Ritz, den sie vom Feinde bekommen hätten, aufzuweisen, diese Distinction genießen."

Buonaparte befahl auf der Stelle, daß dieser Mann von seinen eigenen Kameraden vor der Fronte des Regiments erschossen werden solle. Da sich nun die sechs Grenadiere, die zum Feuern auf ihn commandirt waren, schwierig bezeigten, so befahl er dem ganzen Corps, das Gewehr zu strecken, und schickte die Mannschaften, nachdem sie auseinander gegangen waren, zu den verschiedenen Colonial-Depots. Um sie noch mehr zu demüthigen, ließ er den mißvergnügten Grenadier durch die Gensd'armen erschießen.

Eines Morgens im Lager von Boulogne, da er, wie gewöhnlich, ging, die Manövres seiner Flotille und das Einschiffen und Anlanden seiner Trup-

pen zu sehen, sah er so bleich und blaß aus, daß man ihn kaum ohne Mitleiden ansehen konnte. Indessen kamen einige brittische Schiffe, die in der Gegend kreuzten, ungewöhnlich nahe, gleichsam, als ob sie Wind von dem Zustand unsers Helden bekommen hätten, und nun ihre Verachtung gegen ihn beweisen, und ihm öffentlich Hohn sprechen wollten. Auf der Stelle gab er Befehl, daß alle Batterien auf sie feuern sollten, und begab sich bald selber zu der Batterie, deren Schüsse am weitesten trugen: aber in eben der Minute zogen sechs brittische Schiffe ihre Segel ein, und gingen mit dem größten sang froid, just außerhalb Schußweite, vor Anker. Aus einem ganz vergeblichen Aerger dankte er auf der Stelle sechs Artillerie-Officiere ab, und stieß in der Hitze den Hauptmann d'Ablincourt die gähe Tiefe unter der Batterie hinab, wo er bey einem Haare hätte Hals und Beine brechen können; eine Beleidigung, zu deren Vergütung er gleich hinterher zu einem Officier der Ehren-Legion gemacht wurde.

Bey seiner Ankunft zu Aachen fand Buonaparte, seinem Befehle gemäß, die mehresten Glie-

der des auswärtigen diplomatischen Corps in Frankreich vor, die daselbst auf ihn warteten, um ihm, als Kaiser, ihre neuen Credentiel-Schreiben zu überreichen. Achthundert Jahre vorher war Carl der Große an eben dem Orte als Kaiser begrüßt worden; ein Antrieb für Carl den Großen der neuesten Zeit, alle diese Ambassadeure viele Meilen Weges weit nach Aachen reisen zu heißen — ohne den mindesten Zweck weiter, als seine anmaßliche Eitelkeit zu befriedigen.

Jeder Fleck, wo Carl der Große spazieren gegangen war, wo er gesessen, geschlafen, geredet, gegessen, oder gebethet hatte, wurde von Bonaparte'n mit großer Ostentation besucht, indem er überall die fremden Repräsentanten ihrer Landesherren hinter sich her, und seine Frau neben sich schleppte.

Einem Bauer, der ihm einen Stein brachte, auf welchem Carl der Große, der Sage nach, einmahl gekniet hatte, gab er beynah halb so viel Gold, als der Stein wiegen mochte.

Einem Priester, der ihm ein kleines Crucifix both, vor dem dieser Fürst, nach dem Zeugniß ei-

ner Kloster-Chronik gedenket hatte, ertheilte er einen Bischofsstuhl.

Einem Manufaktur-Arbeiter befahl er tausend Louisd'or für ein Portrait von Carl dem Großen zu geben, das von einer Tochter Carls gemahlt seyn sollte, das aber in der That von dem Pinsel der Tochter des Manufaktur-Arbeiters herrührte.

Ein dänischer Professor, Cramer, sandte an den General Dürok eine im Mönchs-Latein abgefaßte Ballade, welche von den Töchtern und Hof-Jungfern Carl des Großen an seinem Hofe, wie es heißt, bey großen Festivitäten soll gesungen worden seyn; und der Professor wurde zum Danke dafür, in Buonaparte's Nahmen mit einem Ringe von zwölf tausend Livres am Werthe beschenkt.

Buonaparte bekam in Maynz einen Anfall von Eifersuchts-Paroxismus. Der junge Graf von L**ge, ein Neffe des Chur-Erzkanzlers, wartete überaus eifrig und häufig der Kaiserinn auf, die auch selbst anfänglich seine Absicht mißverstand. Jedoch berichtete hernach ihr vertrauter Geheim-Secretär Deschamps, dieser junge Edelmann möch-

te gern den Posten eines Coadjutors bey seinem Oheime dergestalt erkaufen, daß er sich versichert halten könnte, ihm zu succediren. Er bekam daher einige Privat-Audienzen, ohne Zweifel, um mit ihm über den Preis einig zu werden, — als Napoleon mit einmahl dieser geheimen Unterhandlung dadurch ein Ende machte, daß er den Grafen mit vieler Höflichkeit durch Gensd'armes auf die rechte Rheinseite abführen ließ.

Kaum aber wurde Buonaparte hernach überzeugt, daß er sich geirrt hatte, so fragte er seine Frau: „was ihr der Graf für ihr Patrocinium versprochen habe? und gab ihr auf der Stelle eine Anweisung an seinen Schatzkammer-Minister Marbois über den Betrag der versprochenen Summe. Dieses war eine Handlung der Gerechtigkeit, und eine Vergütung, wie sie sich von einem guten und zärtlichen Gemahle wohl erwarten ließe; allein wenn er gleich des nächsten Tages darauf diese Anweisung widerrufte, sie vor ihren Augen ins Feuer warf, und sie auf sechs Stunden in ihr Schlafzimmer sperrte, weil sie nicht zeitig genug angekleidet war, um mit ihm einen Spaziergang auf den Wällen zu machen; so bekömmt man große Lust, zu

glauben, daß militärischer Despotismus alle eheliche Liebe aus seinem Herzen gerissen haben müsse, und daß ein bald vorüber gehender Erguß von Wohlwollen und Freygebigkeit nicht viel beytragen könne, die häufigen Beängstigungen, die aus wiederhohlten Beleidigungen und Bedrückungen entstehen, zu lindern.

Es ist kein Geheimniß, daß Buonaparte seine geheimen Spione über seine Frau, seine Brüder, seine Schwestern, seine Minister, Senatoren und andere öffentliche Staatsbeamten, und sogar über seine öffentlichen Spione hielt. Diese standen sammt und sonders unmittelbar unter seiner eigenen und Düroc's Controle, der bey ihm den Dienst eines geheimen Polizey-Ministers versieht, und in den er sogar ein größeres Vertrauen setzte, als in die Glieder seiner eigenen Familie.

Zur Nachahmung ihres Herrn und Meisters hatte ein jeder der übrigen Buonaparten, und jeder Minister seine persönlichen Spione; und jeder wurde wiederum von den Spionionen seiner Secretarien, Kanzellisten, Schreiber u. d. gl. bewacht. Diese

schändliche Sitte des Espionage ging in Frankreich in infinitum, und gehörte fast nothwendig zu dem Haushalt und Gefolge jedes Mannes in einem hohen Posten; wie sich denn keiner eine Minute lang für gesichert achtete, wenn er nicht immer wußte, was seine Mitbuhler sowohl, als seines Gleichen, und die noch höher stehen, thun und vornehmen.

Ein gewisser Ducroux, der unter Robespierre's Regierung aus einem Barbier zu einem General gemacht worden, aber hernach seiner Unwissenheit wegen, cassirt worden war, wurde von Buonaparte'n zum geheimen Spion über Fouché'n gebraucht, welcher letztere ihn wiederum zu gleichem Geschäfte über Buonaparte'n brauchte. Seine Berichte waren allemahl schriftlich abgefaßt, und wurden von ihm persönlich sowohl dem Kaiser, als seinem Minister eingehändiget. Eines Morgens vergriff sich dieser Spion, und gab Buonaparte'n, aus Versehen den Bericht von ihm, statt dessen, der für ihn geschrieben war. Buonaparte fing an zu lesen: „Gestern um neun Uhr spielte der Kaiser die vollständige Rolle eines Unsinnigen; er fluchte; er stampfte mit

den Füßen; er stieß die Leute mit dem Fuße, schäumte vor Wuth, brüllte." —

Hier fiel der arme Dücroux Buonaparte'n zu Füßen, und bath wegen des schrecklichen Mißgriffs, den er begangen hatte, um Barmherzigkeit.

„An wen," fragte Buonaparte, „habt Ihr diese verrätherische Correspondenz gerichtet? — Ich glaube, Ihr habt das für einen englischen oder russischen Geschäftsträger, für Pitt oder Markoff geschrieben. Wie lange ist's her, daß Ihr Euch mit meinen Feinden verschworen habt, und wo sind Eure Mitschuldigen?"

„Um Gottes Willen, Sire, hören Sie mich," bath Dücroux flehentlich, „die Feinde Eurer Majestät sind von je her auch meine Feinde gewesen. Der Bericht ist für einen Ihrer besten Freunde; aber wenn ich ihn nennen sollte, so würde er mich unglücklich machen." —

„Redet und sagt, was ihr sollt, oder Ihr seyd des Todes!" schrie Buonaparte.

„Gut, Sire, das Blatt ist für Fouché'n — für Niemanden anders, als Fouché'n."

Hierauf klingelte Buonaparte nach Düroc, dem er Befehl gab, den Dücroux vor allen Din-

gen in einen Kerker sperren, und dann Fouché'n hohlen zu lassen.

Der Minister läugnete alle Kenntniß von Ducroux ab, der dann, nach mehrmahligen Torturen, seinen Fehlgriff auf der Folter ausbüßte.

Am letzten Weihnachtsfeste 1805 war die kaiserliche Capelle zur Vesper, in Erwartung Ihrer Majestäten, wie gewöhnlich, in Zeiten mit Menschen angefüllt — als der Kammerherr Salmatoris hinein kam, und zu dem Hauptmanne von der Leibwache so laut, daß es jedermann hören konnte, sagte: „der Kaiser und die Kaiserinn haben so, eben beschlossen, heute Abend nicht zu kommen. Seine Majestät werden durch ein unerwartetes, dringendes Geschäft abgehalten, und die Kaiserinn mag nicht gern ohne ihren Gemahl gehen." In zehn Minuten wurde die Capelle wieder so Menschenleer, daß weiter Niemand blieb, als die Soldaten von der Leibwache, die Priester, und drey alte Weiber, die nicht wußten, wo sie sonst eine Stunde zubringen könnten. Als darauf die Souvraine doch kamen, erstaunten sie über die ungewöhnliche Leerheit,

und sahen voll Unwillens einander an. Nach Beendigung der Vesper berichtete Buonaparte'n einer von seinen Spionen die Ursache von dieser Erscheinung. Anstatt aber, daß er hätte die niederträchtigen, heuchlerischen Höflinge strafen, oder ihnen einige Zeichen von seinem Mißfallen geben sollen, befahl er, den Kammerherrn Salmatoris in Verhaft zu nehmen, der noch außer der Gefängnißstrafe gewiß in völlige Ungnade gefallen seyn würde, wenn sich nicht sein guter Freund Düroc seiner herzlich angenommen, für ihn gebethen, und den Kaiser wieder mit ihm ausgesöhnt hätte.

Als der Minister Talleyrand und sein Souverain mit einander die Schwierigkeit überlegten, den erledigten Posten der holländischen Regierung gehörig zu besetzen, (welches sie beyderseits für unumgänglich nöthig hielten), erwähnte, ersterer mit lächelnder Miene Schimmelpenninck'en; und so ernsthaft Buonaparte gemeiniglich ist, so konnte er sich doch nicht enthalten, überlaut zu lachen. „Ich würde weniger erstaunt

seyn," sagte er, „wenn Sie meinen Mamelucken, Rustan vorgeschlagen hätten."

„Talleyrand, der sich mit Schimmelpenninck schon über die Bedingungen verglichen hatte, ließ sich durch Buonaparte's lachende Verwerfung seines Vorschlages nicht abschrecken, sondern fuhr ernstlich genug fort, die Vortheile, die Frankreich von der Ernennung dieses Mannes ziehen würde, aus einander zu setzen, „weil kein anderer, wenn er im Amte säße, leichter zu leiten und zu lenken, und keiner, wenn er unangenehm oder unnöthig werden sollte, leichter wieder vom Amt abzudanken und fortzuschicken seyn würde, als er. Hätte er sich doch schon als batavischer Gevollmächtigter zu den Friedensunterhandlungen in Amiens, und nachher als batavischer Ambassadeur in England, gegen Frankreich so gehorsam und unterthänig bezeigt, als er unter gleichem Titel bisher in Frankreich gethan habe."

Da Talleyrand diese und andere dergleichen Bemerkungen oft wieder zur Sprache brachte: so wurde Buonaparte des Gedankens, der ihm anfänglich so erniedrigend vorgekommen war, einen Mann, der nach seiner Meinung, von allen Seiten

betrachtet, so unbedeutend war, in Schriften Groſſer und Werther Freund zu tituliren, endlich gewohnt, und sagte also zu dem Minister: „Gut! so wollen wir ihn zum Groß-Pensionär und zum Locum-tenens auf fünf Jahre, oder auf so lange machen, bis Hieronymus, wenn er Buße thut, zu seiner Schuldigkeit umkehrt, und begnadiget wird.“ —

Soll er denn nicht lebenslänglicher Groß-Pensionär werden?“ fragte Talleyrand. „Ob wir ihn auf einen Monath, oder auf Lebenszeit bestellen, ist am Ende gleichviel. Er würde in dem einen Falle so gut, wie in dem andern, sobald es ihm befohlen wäre, gehorsamlich abtreten; aber das Lebenslängliche würde doch in Holland, wo die Leute der gar zu häufigen Veränderungen schon lange müde gewesen sind, der Nation lieber seyn.“ —

Im Sommer 1803 bath ein Mädchen in Amiens (einige sagen, eine in Buonaparte'n wirklich verliebte Enthusiastinn, die aber, wie andere behaupten, von Madame Buonaparte zu der Rolle angestellt war, welche sie in der That spielte),

in einer Art von Paroxismus der Freude, fußfällig um das Glück, den Kaiser zu umarmen. Indem sie ihn aber küßte, wurde sie ohnmächtig, oder schien doch in Ohnmacht zu fallen — und es ward Ihr für ihre Liebe ein Gnadengehalt von drey tausend Livres ausgesetzt.

Madame Encore in Abbeville war, nach ihren Reden und Gesprächen zu urtheilen, ebenfalls eine feurige Freundinn des Kaisers, die ihm immer alles Gute wünschte; und da er, im Julius 1804, auf seiner Reise an die Küste über Abbeville kam, that sie ihm auch einen Fußfall, und sagte: „sie würde mit Freuden sterben, wenn er ihr die Ehre vergönnte, ihn zu umarmen." Er war eben willens, ihr den Gefallen zu thun, als Düroc zwischen beyde trat, sie beym Arme faßte, und nach einem anstossenden Zimmer zerrte, wohin ihm Buonapart, fast ohnmächtig von der plötzlichen Bestürzung, in die ihn das Zwischentreten seines Freundes gesetzt hatte, mit bebenden Knien folgte. In dem rechten Aermel des Oberkleides der Madame Encore fand sich ein Stilett, welches an der Spitze vergiftet war. Sie wurde noch an dem nähmlichen Tage, unter Dürocs Aufsicht, nach Paris trans-

portirt, und gefangen in den Tempel gebracht. In ihrem Verhör läugnete sie, irgend einen Mitschuldigen zu haben, und starb auf der Folter, ohne nur ihren wahren Nahmen zu sagen.

Der Unter-Präfect zu Abbeville, der vormahls berühmte oder berufene Andreas Dümont, bekam Befehl, einen Bericht auszustreuen, laut dessen die Regierung sie, als eine verrückte Person, in ein Tollhaus hätte sperren lassen.

Bey der strengen Visitation, die von der Polizey in dem Hause, welches sie bewohnt hatte, angestellt wurde, fanden sich weder Schriften, noch sonst Anzeigen, wodurch andere Personen in ihrer Sache hätten verwickelt, oder nur entdeckt werden können, wer sie eigentlich war, und was sie verleitet hatte, eine so rasche That zu unternehmen.

Vor dem heimlichen Gerichte hatte sie erklärt: „weil sie überzeugt sey, daß Buonaparte einer der größten Missethäter wäre, die jemahls Athem in der Welt gehohlt hätten, so habe sie sich dem Geschäfte eines freywilligen Scharfrichters unterzogen; sie habe, wie jeder andere gute und rechtliche Mensch, das Recht, den zu strafen, den die

Gesetze nicht erreichen könnten, oder nicht packen dürften."

Als jedoch späterhin ein neuer Miethmann in dem Hause zu Abbeville einige Reparaturen vornehmen ließ, fand sich ein Päckchen Papiere, aus welchen sich ergab, daß ein gewisser Franquonville, und ungefähr dreyßig andere Personen, seit einem halben Jahre auf eine Gelegenheit gelauert hatten, Buonaparte'n auf seinen Reisen zwischen Abbeville und Montreuil aufzufangen, und ihn irgend wohin an der Küste zu bringen, wo ein Schiff in Bereitschaft lag, welches mit ihm nach England segeln sollte. Hätte er jedoch Widerstand gethan; so würde man ihn in Frankrich erschossen, und seine Mörder würden sich mit dem Schiffe aus dem Staube gemacht haben.

Die zahlreiche Bedeckung, die ihn seit der Zeit, da er Kaiser geworden ist, immer begleitet hat, und insonderheit der Umstand, daß er Tag und Stunde zu seinen Reisen immer verschwiegen hält, hat der Ausführung dieses Anschlags vorgebeugt; und deßwegen nahm es Madame Encore auf sich, für ein Wagestück, welches nach ihrer Meinung eine Wohlthat für ihr Vaterland war, sich selbst aufzuopfern. Wie

Düroc ihre Absicht geargwohnt oder entdeckt haben mag, ist nicht bekannt. Einige sagen, es hätte ihn ein anonymischer Brief davon benachrichtiget; wogegen aber andere behaupten: dieser Präfect hätte in dem Augenblicke, da sie vor Buonaparte'n auf die Knie gefallen wäre, den Dolch durch den Aermel ihres Mousselin-Kleides wahrgenommen. Die mehresten ihrer Mitverschwornen wurden in Geheim hingerichtet: jedoch wurden einige von ihnen nach Boulogne abgeführt, und als englische Spione an der Spitze der Armee von England erschossen.

Buonaparte bewohnte auf seiner Reise nach Italien, zu seiner dortigen Königskrönung in Lyon während der zwey Mahl vier und zwanzig Stunden, die er da verweilte, den erzbischöflichen Pallast seines Oheims. die mehresten Personen von beyden Geschlechtern, die zu der Haushaltung des Cardinals Fesch gehörten, waren aus seinem Vaterlande Corsica gebürtig; und unter diesen war eine gewisse Paulina Riotti, welche die Oberaufsicht über die Küchenökonomie führte. Nun ist Buonaparte gewohnt, des Vormittags eine Becher-Tasse Cho-

colate zu trinken. Diese Chocolate wollte sie an dem Morgen seiner Abreise wider ihr Gewohnheit, aber unter dem Vorwande, daß sie den Geschmack der Buonaparteschen Familie am besten kennte, selbst bereiten. Einer von den Köchen bemerkte, daß sie etwas aus ihrer Tasche unter die Chocolate mischte: aber ohne ihr ein Wort zu sagen, was Verdacht verrathen könnte, warnte er Buonaparte'n auf einem Zettel, den er einem Pagen zu bestellen gab, auf seiner Huth zu seyn.

Sobald der Kämmerling die Chocolate ins Zimmer brachte, befahl Napoleon: „wer die Chocolate gemacht hätte, sollte vor kommen." Sobald Paulinen dieser Befehl angedeutet wurde, schluckte sie augenblicklich hinter, was noch in dem Chocolaten-Töpfchen übrig war, und fiel darauf in Ohnmacht. Ihre Convulsionen verriethen gar bald, daß sie Gift genommen hatte; und troz aller Bemühungen, die sich Buonapate'ns Leibarzt Corvisart gab, sie beym Leben zu erhalten, starb sie vor Verlauf einer Stunde.

Ihr Verbrechen war, wie sie betheuerte, „bloß ein Werk der Rache gegen Napoleon, weil er sie, da sie jung gewesen war, unter dem Versprechen, sie zu

heirathen, verführt, aber seitdem er ein vornehmer Mann geworden war, sie nicht nur hintangesetzt, sondern gar in Verzweiflung gestürzt, indem er ihr für sich und ihr Kind einen ehrlichen Unterhalt versagt hatte, bey dem sie wenigstens der Erniedrigung überhoben gewesen wäre, andrer Leute Dienstmagd zu seyn.

Der Cardinal Fesch bekam einen derben Verweis, daß er Leute, mit deren vorherigem Leben er nicht besser bekannt wäre, unter seine Domestiken aufnähme; und der Cardinal dankte noch an dem nähmlichen Tage alle Corsicaner ab, die bey ihm in Diensten standen. Der Koch, der dem Kaiser durch seine Warnung das Leben gerettet hatte, bekam zur Belohnung nicht nur einen Gnadengehalt, sondern ward auch zu einem Mitgliede der Ehrenlegion gemacht; und von Paulinen gab Corvisart vor, sie habe sich aus Wahnsinne mit Gift vergeben.—

In weniger als drey vollen Wochen nach diesem Ereignisse war Buonaparte in Mayland abermahls einer, ihm ganz nahe drohenden Gefahr ausgesetzt. Seinen Befehlen zu folge war die Wachsam-

keit der Polizey überaus pünctlich, und sogar strenge gewesen. Alle Fremden, die nicht die befriedigendste Rechenschaft von ihren Geschäften geben konnten, waren entweder aus dem Lande verwiesen, oder gar gefangen gesetzt worden. Er selbst ging nie anders aus, als unter starker Begleitung; und während der Audienzen, die er gab, war er allemahl mit seinen getreuesten Officieren umgeben. Diese Vorsichtsanstalten nahmen immer mehr zu, je näher der Tag seiner Krönung heran kam.

An dem Morgen dieses Tages, ungefähr um neun Uhr, da er mit seiner kaiserlichen und königlichen Staatskleidung schon völlig angethan war, und sämmtliche Staats-Groß-Beamten bey und um sich hatte, ward ihm von seinem Kammerherrn Talleyrand, (einen Neffen des Ministers) ein Papier eingehändigt. So bald er es gelesen hatte, lief er augenblicklich Berthier'n in die Arme, mit dem Ausruf: „lieber Freund, ich bin verrathen; sind Sie auch mit unter den Verschwornen? Jourdan, Lannes, Mortier, Bessieres, St. Cyr, verlassen Sie auch Ihren Freund und Wohlthäter?" —

Sie traten im Augenblicke alle um ihn herum,

und bathen, er möchte sich nur fassen; sie wären alle noch, was sie immer gewesen wären, treue und gehorsame Unterthanen." —

„Aber so lesen Sie doch," sagte er, „das Billet von meinem Präfecten Salmatoris. Er schreibt, wenn ich mich mit einem Schritte von der Stelle rührte, könnte ich des Todes seyn; denn die Mörder wären bey mir, und stünden vor mir."

Kaum hatte er dieses gesagt, so trat der Commandeur seiner Leibwache mit fünfzig Grenadieren, mit aufgepflanzten Bajonetten und mit einem Gefangenen in ihrer Mitte herein, welcher mit dem Finger auf vier Personen wies, die nicht weit von Buonaparte'n standen, und von denen ihrer zwey italienische Officiere waren, die beyden andern aber Schweizer-Uniform trugen.

Sie wurden alle auf der Stelle fest genommen, und zu ihren Füssen wurden drey Dolche auf den Boden gefunden. Einer von denen in der Schweizer-Uniform rief, ehe man ihn festnehmen konnte, laut aus: „Zittere nur, du Tyrann über mein Vaterland! Tausende von Wilhelm Tell's Nachkommen haben dir so gut, wie ich, den Untergang geschworen. Heute entgehst du ihm noch: aber die

gerechte Rache der gedrückten Menschheit folgt dir, wie dein Schatten auf dem Fuße. Verlaß dich darauf, ein frühzeitiges Ende ist dir unwiderruflich bestimmt.“ Mit den Worten stach er sich durch das Herz, und fiel den Grenadieren, die auf ihn zukamen, um ihn festzunehmen, todt in die Arme.

Ueber diesen Zufall wurde die feyerliche Prozession zur Metropolitan-Kirche eine ganze Stunde aufgehalten, bis Berthier die Nachricht brachte, daß die Verschwornen gestraft waren. Buonaparte bewies bey dieser Gelegenheit eben so viel Mangel an Besinnungskraft und männlicher Entschlossenheit, wie am 9. November 1799, da Arena und andere Deputirte zu St. Cloud die Dolche wider ihn zogen. Da also dieser Auftritt dem Kaiser und Könige nicht sonderlich zur Ehre gereichte; so ward alles Reden von der Verschwörung ernstlich untersagt; und die Deputationen, die ihm ihren Glückwunsch dazu, daß er der Gefahr so glücklich entgangen war, abstatten wollten, wurden nicht vorgelassen, sondern mit der Weisung fortgeschickt, für ihre andern Geschäfte zu sorgen.

Die Verschwornen waren, wie sich bey näherer Untersuchung auswies, vier junge Männer, welche

durch die Revolutionen, die Buonaparte in Italien und der Schweiz gestiftet hatte, um ihre Aeltern und ihr Vermögen gekommen waren, und die einander zugeschworen hatten, treulich zusammen zu halten, und das Unrecht, das ihnen für ihre Personen widerfahren war, und damit zugleich die Beleidigungen zu ahnden, die das beyderseitige Vaterland erlitten hatte. Sie waren alle vier darauf gefaßt, und hatten sich im Voraus drein ergeben, zu sterben, indem sie nichts anders erwarteten, als daß sie, wenn Buonaparte von ihren Händen gefallen wäre, augenblicklich würden in Stücken gehauen werden. Aber einer von den Italienern, der etwas abergläubisch war, hatte noch selbigen Morgen, ehe er in den Versammlungssaal ging, bey einem Priester, von dem er wußte, daß er ein Feind von Buonaparte'n wäre, gebeichtet, und die Absolution bekommen. Allein der Priester verrieth, in der Hoffnung auf guten Lohn, die Verschwörung dem Ceremonien-Minister Salmatoris. — Die drey überlebenden Verschwornen sind, wie man sagt, mit den Marter-Instrumenten buchstäblich in Stücken zerrissen worden. Der Priester ward erschossen, weil er einem Mörder die Absolution ertheilt, und die er-

haltene Kenntniß vom Complot eine ganze Stunde lang, nachdem er es erfahren gehabt, verschwiegen hatte. Sogar Salmatoris entging mit einiger Schwierigkeit der Ungnade, in die er beynahe gefallen wäre, weil er dem Kaiser eine schreckhafte Note geschrieben, und ihm dadurch Anlaß gegeben hatte, seine Schwachheit zu verrathen, und durch sein Betragen zu beweisen, daß ihm sein Leben an der Spitze von großen Reichen theurer sey, als da er nur noch an der Spitze von Armeen gestanden hatte.

Gegen diejenigen Gelehrten, die Buonaparte'n von freyen Stücken, mit ihren Schriften, zugethan waren, ist er gewiß überaus freygebig gewesen. Einige hat er zu Tribunen, zu Präfecten, zu Gesetzgebern gemacht; andere hat er zu seinen Ministern an auswärtigen Höfen erwählt; und diejenigen, denen er noch keine Aemter zu geben vermocht hat, versorgte er mit viel stärkern Gnadengehalten, als irgend ein älterer Beherrscher Frankreichs einen Corneille, einem Racine, einem Boileau, einem Voltaire, einem Crebil-

lon, einem d'Alembert, einem Marmontel, und andern Heroen der französischen Literatur, und Zierden der Nation jemahls zugestanden hat.

Diese Freygebigkeit wurde nicht selten zu weit getrieben, und an nichtswürdige Subjecte verschwendet, deren widerliche Schmeicheley nicht nur Mangel an Geschmack und Verstand, sondern auch sogar an Bescheidenheit und Schamhaftigkeit augenscheinlich beweiset. Einem unbekannten Menschen, Nahmens D'agee, der Napoleon des Ersten Krönung in zwey hundert höchst eckelhaften und übelverdauten Versen, dergleichen wohl jemahls geschrieben worden sind, besang, in denen weder Sylbenmaß, noch Sinn zu spüren war, ist eine Stelle bey der Verwaltung des Forst-Departements, die jährlich zwölf tausend Livres abwirft, zu Theil worden, nebst noch einem Präsent, in baarem Gelde, von hundert Napoleonsd'or. Ein anderer Dichterling, Nahmens Barré, der den Häuptern aller ehemahligen Factionen gefröhnt und sie besungen hat, bekam für eine Ode von vierzig Zeilen auf Buonaparten's Geburtstag, ein Amt in Mayland, welches jährlich zwanzig tausend Livres einträgt,

und hundert Napoleonsd'or zu den Reisekosten nach Mayland.

Die Geldsummen, die durch Buonaparte's Diener jährlich für Dedicationen an ihn, von französischen und auswärtigen Schriftstellern, ausgegeben werden, belaufen sich noch höher, als die zu regulären literärischen Pensionen festgesetzten. Statt die Verfasser von dergleichen tollen und zudringlichen Contributionen, in die seine Eitelkeit von Genie, vom Witze, von der Noth oder Anmaßlichkeit gesetzt wird, abzuschrecken, und von der Hand zu weisen, begünstigte er sie vielmehr, und munterte dazu auf. Daher findet sich denn sein Nahme in mehr Zueignungsschriften, die innerhalb seiner Regierungsperiode herausgekommen sind, als die Nahmen aller andern regierenden Fürsten in Europa zusammen im ganzen verwichenen Jahrhunderte. Bey einem Manne, dessen Nahme zum Unglücke für die Menschheit auf immer in der Geschichte leben wird und leben muß, ist es eine kindische und unverzeihliche Schwachheit, die kurze und ungewisse Unsterblichkeit, die ihm mancher alberne oder unbekannte Scribler oder Poetaster verleiht, so verschwenderisch zu bezahlen.

Unter den zahlreichen Horden von Schriftstellern, die von Buonaparte'n besoldet, belohnt oder aufgemuntert worden sind, hat doch keiner seine Freygebigkeit und Großmuth in höherem Grade erfahren, als der Italiener Spanicetti und der Deutsche Ritterstein. Jener überreichte ihm eine genealogische Tabelle, auf der er bewies, daß die Familie Buonaparte, vor ihrer Emigration aus Toscana nach Corsica, die vor vierhundert Jahren geschehen ist, mit den ältesten toscanischen Häusern, und sogar mit dem Hause Medicis verwandt gewesen sey; und da dieses mächtige Haus den Bourbons, nachdem sie Beherrscher von Frankreich geworden waren, bekannter Maßen zwey Königinnen gegeben hat; so seyen die Buonaparte'n folglich Anverwandte von den Bourbons; mithin befinde sich der Zepter des französischen Reiches immer noch bey der nähmlichen Familie, nur aber bey einer würdigern Branche. — Spanicetti erhielt für diesen genealogischen Beweis tausend Louisd'or in Golde, eine lebenslängliche Pension von sechs tausend Livres, und das Amt eines Chef du Bureau bey dem Ministerium des Departements des Innern im Königreich

Italien, welches jährlich achtzehntausend Livres abwirft.

Ritterstein, ein bayrischer Genealoge, bewies die Abstammung der Buonaparte'n aus den alten Zeiten der Kreuzzüge her, insonderheit, daß der Nahme des Freundes von Richard Löwenherz nicht Blondel, sondern Buonaparte geheißen habe; daß er letztern bloß, um in die Familie der Plantageneten zu heirathen, mit erstern vertauscht habe. Die letzte Branche der Plantageneten sey hernach durch ihre wechselseitige Verschwägerung und Incorporation mit dem Hause Stuart erloschen, und mithin sey Napoleon Buonaparte nicht allein mit den mehresten regierenden Fürsten in Europa verwandt, sondern habe auch ein näheres Recht zu dem Throne von Großbrittanien, als Georg der Dritte, indem er von der männlichen Branche der Stuarte herstamme, da hingegen dieser Fürst nur ein Nachkömmling der weiblichen Branche des nähmlichen königlichen Hauses sey. — Ritterstein wurde mit einer Tabatiere mit Buonaparte's Portrait, welches mit Diamanten von zwölftausend Livres an Werthe besetzt ist, beschenkt, und bekam vier und

zwanzig tausend Livres baares Geld, nebst einer lebenslänglichen Pension von jährlichen neuntausend Livres, bis er besser versorgt werden könnte. Nächst dem ward er auch noch zu einem Mitgliede der Ehrenlegion ernannt. — Unmöglich kann man in Abrede seyn, daß Buonaparte, wie ein reeller Kaiser, belohne.

Jedoch genießen Künstler so gut, wie Schriftsteller von ihm die nähmliche Aufmunterung, und es wiederfährt ihnen auch gleiche Freygebigkeit. Daher sah und bewunderte man in den mannigfaltigen französischen Museen schon über zweyhundert Gemählde, welche die mancherley Thaten, Scenen und Handlungen aus Buonaparte's öffentlichen Leben vorstellen. Wahr ist wohl, daß diese Kunstwerke nicht alle im höchsten Grade vollendet, oder nur gut angelegt, oder durchaus richtig gezeichnet sind; aber alle überraschen die Zuschauer, und setzen sie mehr oder weniger in Erstaunen oder Verwunderung; und es geht hierinnen dort, wie sonst allenthalben: der große Haufe entscheidet. Gegen einen competenten Richter oder reellen Kenner gehen mehrere Hunderte vorbey, die solche Kunstwerke anstarren, mit aufgesperrten Mund angaffen, bezaubert

werden, und tausenden ihrer Bekannten, Freunde und Nachbaren das Vergnügen, welches sie selbst daran haben, einflößen und mittheilen. Man glaube es, Napoleon der Erste kannte unser Zeitalter, seine Zeitgenossen, und sogar fürchte ich, die Nachwelt.

Daß ihm auch Bildhauer und Bildgraber oder Kupferstecher als einen großmüthigen Patron betrachten, beweisen allem Anscheine nach die zahlreichen Producte ihrer Meißel und Grabstichel in Frankreich, Italien und Deutschland, deren Gegenstand er ist. Ueber zehn Kupferstecher haben seinen Uebergang über den St. Bernhardsberg, achtzehn seinen Uebergang über die Brücke bey Lodi, und zwey und zwanzig seinen Uebergang über die Brücke bey Arcole dargestellt. In Rom, Mayland, Turin, Lyon und Paris sind Statüen von ihm, die ihn in Lebensgröße vorstellen, und von den zehntausend Municipalitäten hatte eine jede eine Büste von ihm — ohne noch der Tausende von Büsten in ganz Europa, selbst England nicht ausgenommen, zu gedenken. Wenn Buonaparte unter den Fenstern der Tuillerien die Statüe von Cäsar'n, die in dem Garten dieses Pallastes steht, ansah, so konnte er sich wohl nicht enthalten, bey sich selbst zu sagen: „Mar-

mor lebt länger, als der Mensch.“ Zweifelt man wohl im mindesten, daß sich sein Ehrgeiz und seine Eitelkeit über das Grab hinaus erstrecken?

Der einzige Künstler, dem seine Erwartung fehlgeschlagen, und der für seine Mühe und Arbeit, da er Napoleon Buonaparte's Andenken zu verewigen suchte, unbelohnt geblieben ist, war ein Deutscher, Nahmens Schuhmacher. Freylich aber gibt jedermann zu, daß der ehrliche Mann mehr unverdroßen, geschickt und gutmeinend, als verständig und bedächtig war. Er hatte nähmlich nicht recht bedacht, daß es kein willkommenes Compliment seyn würde, den unsterblichen Helden zu erinnern, daß er ein sterblicher Mensch sey.

Schuhmacher war beynahe drey Jahre lang beschäftiget gewesen, das niedlichste Modell von einem Begräbniß-Monumente, das man sich nur vorstellen konnte, zu entwerfen und in Marmor auszuführen, — und hatte demselben die Ueberschrift gegeben: Buonaparte des Großen Grahmahl.

Unter Begünstigung und Schutz des Grafen von Beust war er nach Paris gekommen; und dieses treffliche Modell wurde in dem Hause dieses Ministers von dem deutschen Chur-Erzkanzler zum

Sehen ausgestellt wohin auch viele französische Künstler gingen, die es in Augenschein nahmen.

Der Graf von Beust ersuchte den Ober-Ceremonien-Minister, Grafen von Ségür, „den Kaiser zu bitten, daß er doch Schumacher'n die Ehre erlauben möchte, ihm sein Werk zeigen zu dürfen.“ Der Herr von Ségür rieth ihm, sich deßhalb lieber an Dürôc zu wenden, welcher in an Denon verwies, der sich zwar, nachdem er es angesehen hatte, nicht entbrechen konnte, der Ausführung und den Talenten des Künstlers das Lob, das er billig verdiente, zu geben, der aber doch das Subject mißbilligte, und deßhalb den Auftrag, dieses Kunstwerkes gegen den Kaiser zu erwähnen, von sich ablehnte.

Nach drey Monathe lang in der Hauptstadt fortgesetzten Aufwartungen, und nachdem alle Bittschriften und Memorialien an große Männer unbeantwortet geblieben waren, bekam Schuhmacher endlich bey dem Policey-Minister Fouché eine Audienz, in der er um Erlaubniß ansuchte, sein Modell von Buonaparte's Grabmahle dem Publicum für Geld zu zeigen, damit er wenigstens dadurch in

Stand gesetzt würde, wieder in sein Vaterland zu gehen.

„Wo ist es denn jetzt, fragte Fouché.

„Es steht bey dem Minister des Chur-Erzkanzlers im Hause," antwortete der Künstler.

„Aber wo sind Sie denn willens, es für Geld sehen zu lassen?" fuhr Fouché fort.

Im Palais Royal."

„Gut," versetzte Fouché, „so bringen Sie es hin."

Noch an dem nähmlichen Abende, nachdem es Schuhmacher dahin gebracht hatte, ward er von einem Polizey-Commissär in Verhaft genommen, sein Modell eingepackt, und sammt ihm selbst der Aufsicht von ein Paar Gensd'armes übergeben, welche beydes nach der rechten Seite des Rhein-Stromes abführten. Hier gab ihm der Churfürst von Baden etwas Geld, daß er wieder nach Hause bey Aschaffenburg reisen konnte, wo er hernach das Modell zu einem großen Grabmahle für einen kleinen Mann für Geld hat sehen lassen.

Am Buonaparte's Krönungstage spazierte kurz vorher, ehe er sich mit dem Papst und seinem übrigen glänzenden Gefolge auf den Weg machte, ein alter Mann mit lagsamen Schritten über den Quay de Voltaire hin, ohne ein Wort zu sagen; aber an seinen Hut war mit einer Nadel ein Zettel, mit der Aufschrift gesteckt: — „ich habe sechzig tausend Livres jährliches Einkommen gehabt, bin nun achtzig Jahre alt, und flehe um Almosen." — Viele Personen, selbst einige von Buonaparte's Soldaten, gaben ihm ihren Pfennig: aber sobald waren ihn nicht die Policey-Diener inne geworden, so ward er beym Kopf genommen; und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört.

Man sagte, dieser alte Mann hieße De La-Roche, und wäre ein ci-devant Chevalier de St. Louis, dessen Stammgüter man im J. 1793 als National-Gut verkauft habe, weil sie, hieß es, einem Emigranten gehörten, da er doch gerade zu selbiger Zeit als ein Gefangener, weil man ihn der Aristocratie verdächtig hielt, eingesperrt saß. Er ist hernach, da man ihn wieder auf freyen Fuß gestellt hatte, einige Jahre hindurch Wasserträger gewesen; da ihm aber die Kräfte entgingen, nährte er sich zuletzt ein-

zig und allein vom Betteln. — Was die Staats-Livrei eines einzigen von Buonaparte's Läufern kostet, dürfte wohl zugelangt haben, diesem Greise, für den wahrscheinlicher Weise kurzen Rest seiner Tage zu helfen. Allein man fand es bequemer und angenehmer, unverschuldete Dürftigkeit in Kerkern zu begraben, als zu Linderung derselben Verzicht auf unnöthiges und unnützes Gepränge zu thun.

Dem Fräulein von R**, einer Tochter des Marquis von R**, ward eine Stelle als Kammer-Fräulein bey Madame Mürat angetragen. Diese schlug sie unbedenklich aus, nahm aber an dem nähmlichen Tage noch den Antrag an, Hausjungfer Gesellschafterinn der reichen Madame Moulin zu werden, deren Mann ein ci-devant Kammerdiener des Grafen von Brienne war. Für die Wahl und den Eigensinn der Tochter und Schwester mußten ihr Vater und ihr Bruder büßen, indem es Buonaparte'n höchlich verdroß, der deßhalb beyde nach Guadeloupe deportiren ließ — unter dem Vorwande, daß der Bruder auf einem Caffee-Hause gesagt haben sollte: „seine Schwester würde lieber

Hausmagd bey der Frau eines ci-devant Kammerdieners, als Freundinn von der Frau eines ci-devant Meuchelmörders und Septembrisirers geworden seyn." — Madame Moulin hat es bloß durch ein kostbares Geschenk an Madame Buonaparte dahin zu bringen vermocht, daß das Fräulein von R** nicht mit dem Verbannungsbefehl wider ihren Vater und ihren Bruder eingeschlossen ward.

Auf einem Balle der Buonaparteschen Familie zu dem Türeaux eingeladen war, kam dem Kaiser der Einfall ein, mit seiner Stieftochter, Madame Louis, zu tanzen. Er hagte daher seinen Degen aus, und reichte ihn einem jungen Obristen von Avry, der neben ihm stand. Dieser Obriste, der an Ludwig des Sechzenten Hofe als Page gestanden hatte, wußte, daß es wider die Etiquette, und sogar unschicklich für ihn gewesen seyn werde, gegen Napoleon wie ein Lakey zu handeln, da andere Lakeyen im Zimmer waren, also trat er zurück, sich nach einem Bedienten umzusehen. „O!" sagte Buonaparte: „ich sehe, daß ich mich geirrt habe. Hier ihr Generale," fuhr er fort, indem er sich an ein

halb Dutzend wandte, deren unabhängige Grundsätze und Lebensart er schon kannte, „halten Sie mir den Degen; so lange ich tanze.“ Sie traten alle vor; aber Türeaux und La-Grange, auch ein General und Ränkeschmidt, waren zuerst bey der Hand; jedoch bekam Letzterer den Vorzug. — Des Tags darauf wurde d'Avry zum Dienste nach Cayenne beordert.

Es gibt von den Ufern der Elbe an bis zu dem Meerbusen von Neapel nicht leicht keine Buchdruckerey, die nicht unter der unmittelbaren, oder mittelbaren Aufsicht von Buonaparte's Polizey-Beamten; und kein einziger Buchhändler in Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Portugall, Holland oder der Schweiz konnte ein Werk herausgeben, das nicht, wenn es Buonaparte's Politik oder seinen Besorgnissen entgegen war, gleich den Tag, an dem es erschien, confiscirt oder aufgekauft worden wäre. Ausser den ordentlichen Commissarien hatte er noch besondere Personen, die vom Anfang bis zum Ende des Jahres herumreisen, Nachrichten aufzuhaschen, was für literarische Werke gedruckt werden, was

für Schriftsteller vorzüglich beliebt sind und häufig gelesen werden, was für politische Meinungen sie hegen, und wie ihre Privat-Umstände beschaffen sind.

Ein junger Studiosus Chyrurgiae aus Deutschland, der nach Bordeaux kam, um es in seiner Kunst weiter zu bringen, ist drey Vierteljahre in dem Staatsgefängnisse, dem Tempel, gewesen, weil er ein Buch bey sich hatte, das in Deutschland während der Zeit gedruckt war, da Buonaparte den Feldzug in Aegypten machte, und in dem der Anführer dieses Unternehmens sammt dem Unternehmen selbst, lächerlich gemacht werden. Seine Mutter, eine Prediger-Witwe, hatte von dem Unglücke ihres Sohnes gehört, und kam nach Paris; sie hatte dem Kaiser und der Kaiserinn ein halb Dutzend Bittschriften überreicht, ohne die mindeste Wirkung davon zu erfahren, und hat durch die Reisekosten sich und ihre andern Kinder beynahe völlig zu Grunde gerichtet. Sie hat es auch bey einem Aufenthalte von vier Monathen noch nicht dahin bringen können, daß man sie in den Tempel gelassen, und ihr erlaubt hätte, ihren Sohn zu besuchen und zu sprechen — der vielleicht schon, ehe das arme Weib

hergekommen ist, unter der Tortur seinen Geist aufgegeben, oder sich auch zu Tode gekränkt haben mag.

Als der Gemahl der verwitweten Madame Le-Clerc, Napoleons Favorit-Schwester, Fürst Borgheſe nach dem Rheine marschirt war, bath jene sich von ihrem Bruder die Gefälligkeit aus, daß er dem Fürsten Borgheſe, nachdem er ohne Nutzen gelebt hätte, zu einem glorreichen Tode behülflich seyn möchte. Diese seltsame Bitte einer Frau ward, in der Assemblee der Madame Buonaparte, im Beyseyn von fünfzig Personen gethan. „Du bist und bleibst doch immer étourdie," antwortete Napoleon mit lachendem Muthe.

So nachsichtsvoll indessen Buonaparte die Liebesverständnisse seiner Schwestern übersah, so war er doch dagegen nicht so leicht zu besänftigen, wenn ihm Nachrichten zu Ohren kommen, wodurch die Tugend seiner Schwägerinnen verdächtig wird. Einige Galane von Madame Joseph Buonaparte sind plötzlich unsichtbar geworden, um nie wieder zum Vorschein zu kommen, wenn sie sich

nicht etwa noch in den Wildnissen von Cayenne herumtreiben. Aber am meisten gab Buonaparte auf alles Achtung, was die Moralität von Madame Louis anging. Ein Paar Officiere wurden cassirt, und hernach nebst ein Paar Mädchen, die bey Madame Louis im Dienste standen, in dem Tempel gesperrt, und man hat weiter nichts wieder von ihnen gehört — bloß weil ein Verdacht entstand, daß die Prinzessinn die Gesellschaft dieser Herren lieber hätte, als den Umgang mit ihrem Gemahl.

Ein Dichterling, Nahmens Brouet, verglich in einem langen, albernen, eckelhaften Gedichte Buonaparte'n mit allen großen Männern des Alterthumes; bewies, daß er sie sammt und sonders überträfe; und sagte seinen Landsleuten, ihr Kaiser wäre die abgeordnete Gottheit auf Erden, der Spiegel aller Weisheit, ein Halbgott, welchem künftige Zeitalter Ehrensäulen errichten, Tempel bauen, Weihrauch anzünden, vor seinem Bilde niederfallen und es anbethen würden. Ganz natürlich wird auf die englische Nation und Regierung ein eben so ungeheures Uebermaß von Schmähungen

und Beschimpfungen ausgeschüttet. Dieser Dichterling sagt:

A Londres on vit briller d'un éclat éphémère
Le front tout radieux d'un Ministre influent.
Mais pour faire pâtir l'étoile d'Angleterre,
Un Soleil tout nouveau parut au firmament;
Et ce soleil du peuple Franc,
Admiré de l'Europe entière,
Sur la terre est nommé Buonaparte le Grand.

Hell strahlte flüchtiger Glanz in London um den Scheitel
Des Staatsmanns, den die Welt aus seinem Einfluß kennt;
Doch bald ward das Gestirn der Britten bleich und eitel:
Denn eine neue Sonn' erschien am Firmament.
Bewundernd seh'n Europens Gränzen
Die Sonn' in Buonaparte glänzen,
Den auf der ganzen Welt das Volk den Großen nennt.

Zum Lohne für dieses delicate Compliment wurde Brouet zum deputirten General-Postmeister in

Italien, und zum Ritter von der Ehrenlegion gemacht. Das ist doch zu gesteh'n, wenn Buonaparte sehr gern Schmeicheleyen, die ihm gemacht werden, lesen und hören mag; so nimmt er sie doch nicht umsonst an, sondern bezahlt sie, wie ein ganzer Kaiser.

In Frankreich disponirte Napoleon nicht allein über alle ehemahligen Palläste und weitläufigen Landsitze unseres Königs, sondern er hat dieselben auch durch National-Eigenthum, und durch Landgüter und Herrschaften, die von der kaiserlichen Schatzkammer angekauft, oder durch kaiserliche Decrete confiscirt worden sind, ungemein vergrößert und erweitert.

In Italien hat er, mittelst einer officiellen Urkunde, für das Eigenthum seiner Krone erklärt, erstens: den königlichen Pallast zu Mayland, und eine königliche Villa, die er Villa Buonaparte nannte; zweytens: den Pallast zu Monza, nebst den dazu gehörigen Pertinenz-Stücken; drittens: den Pallast zu Mantua, den Pallast im Thé, (eine Vorstadt von Mantua,) und den ci-devant herzog-

lichen Pallast zu Modena; viertens, einen Pallast, der in der Nähe von Brescia liegt, und noch einen Pallast in der Nachbarschaft von Bologna; fünftens, die ci-devant herzoglichen Paläste zu Parma und Piacenza; sechtens, das schöne Jagdschloß Tesino. Ueberdieß sind noch, auf seinen Befehl, zehn Millionen aus der königlichen Schatzkammer zu Mayland bezogen worden, Ländereyen zu Anlegung eines Parkes, mehrere Luft-Reviere u. dgl. anzukaufen.

Hierzu kommen noch alle die königlichen Paläste und Domänen der ehemahligen Könige von Sardinien, der Herzoge von Brabant, der Grafen von Flandern, der deutschen Churfürsten, Fürsten, Herzoge, Grafen Freyherrn u. s. w., die vor dem Kriege noch Souveräne auf dem linken Ufer des Rhein-Stromes gewesen sind. — Ich habe eine Liste gesehen, zufolge deren sich die Anzahl der Paläste und Schlösser, die Napoleon dem Ersten, als Kaiser und Könige, gehören, auf neun und siebzig belief, daß er sonach seine Wohnungen alle Monathe sechs Mahl wechseln konnte, ohne das ganze Jahr über wieder einerley Pallast zu bewohnen, und nichts desto weniger immer zu Hause schlafen konnte.

Ein Hauptmann Rouvais, der in einem Feldzuge unter Pichegrü im J. 1794 sechs Wunden bekommen hatte, trug den Stern der Ehrenlegion, ohne daß er zum Ritter ernannt gewesen wäre. Er ist darüber von einer Militär Commission vernommen, seiner bisher genossenen Pension für verlustig erklärt und zu vierjähriger Gefangenschaft in Eisen verurtheilt worden. Er bewies, daß er Buonaparte'n, um dieses Distinctions-Zeichen zu erhalten, vierzehn Bittschriften, aber vergebens, überreicht hatte, da hingegen mehrere hundert Andere, die kaum einen Feind gesehen, oder höchstens einen einzigen Feldzug gethan hatten, und etwa einmahl verwundet worden, in ihren Ansuchen glücklich gewesen wären. Sobald das gedachte Urtheil wider ihn gesprochen war, zog er ein Terzerol aus der Tasche, und schoß sich durch den Kopf, mit den Worten: „Buonaparte'n mag's nächstens ein Anderer eben so machen."

Ein Schuhflicker, Nahmens Mathieu, putzte sich in einem Paroxismus von Tollheit, oder auch wohl aus Gehässigkeit gegen die neue Ordnung der

Dinge, mit dem breiten Bande der Ehrenlegion, und ließ sich einen alten Stern an den Rock heften. So ausstaffirt ging er am hellen Mittag ins Palais Royal, trat auf einen Stuhl, und fing an, zu seinen Zuhörern von der Ungereimtheit zu sprechen, daß wahre Republikaner nicht einander, auch unter einem Kaiser, gleich seyn, und nicht so gut, wie Er, alle seine lächerlichen Zierrathen anlegen sollten. „Entweder," sagte er: „sind wir hier alle, einer wie der andere Großkreuze, oder es gibt überhaupt keinen Großkreuz. Wir haben alle mit einander so gut, wie Buonaparte, für Freyheit und für die Revolution gefochten und bezahlt, und haben folglich soviel Recht und Anspruch wie Er." Bey den Worten störten ein Polizeybedienter und einige Gensd'armes seine Eloquence, indem sie ihn in Verwahrung nahmen und fortführten.

Als ihn Fouché fragte, was er mit einem solchen rebellischen Verhalten meinte: so war seine Antwort: „es wäre bloß ein Versuch gewesen, zu sehen, ob ihn das Schicksal ausersehen hätte, ein Kaiser zu werden, oder ein Schuhflicker zu bleiben."

Des Tages darauf ward er, als Complottmacher erschossen. Ich sah den unglücklichen Mann im

Palais Royal; seine Augen sahen verwildert aus, und was er sagte, war oft ohne Zusammenhang. Ganz gewiß war er ein Mensch, der eher einen Platz im Tollhause, als im Grabe verdiente.

Buonaparte soll nachträglich, unversöhnlich seyn, seine Rache soll keine Gränzen kennen. Das scheint aber nicht der Fall zu seyn. Als nähmlich Paris im Jahr 1814 den verbündeten Mächten seine Thore geöffnet hatte, war er höchst aufgebracht darüber, und in seinem letzten Armeebefehl ließ er sagen: „der Kaiser hatte der Hauptstadt Paris die Pfänder seiner Liebe und der Nationalehre anvertraut, und sie hat solche schändlich verrathen. Die Stadt konnte ein Abgrund werden, der den Feind verschlang, und sie hat es vorgezogen, lieber mit allen ihren Hülfsmitteln sich ihm zu übergeben. Der Kaiser hat verordnet' Paris aus der Liste der guten Städte auszustreichen; sein Lager wird künftig seine Hauptstadt seyn."— Jetzt aber, in einer Proclamation aus Bourgoing vom 8. März 1815 erklärt er, daß er sich vorgenommen habe, Paris zu der Königinn der Städte, zu dem Sitz der Künste und Wissenschaften zu machen. ——— O! des allzugütigen, verzeihenden Buonaparte!

Wenn nicht stärkere, oder höhere, unsichtbare Gewalt einen Querstrich zieht, so würde Europa nicht allein, sondern die ganze bekannte Welt von Napoleon Buonaparte noch viel zu erwarten haben. Nachdem er in fünfzehn Jahren Norddeutschland bis an die Elbe, und Italien zu Frankreich geschlagen, und viele Länder sich tributär gemacht hatte, sagte er doch unter dem 26. März 1815 zu seinem Staatsrath: „daß er in fünfzehn Jahren nur erst die Grundpfeiler zu seinem beabsichtigten großen Reich gelegt habe.“ Zwar, fügt er hinzu, daß er auf die Ideen eines großen Reiches Verzicht geleistet habe, allein daß es ihm damit nicht Ernst ist, Verzicht auf irgend etwas, was er nur nennen hört, leisten zu wollen — so wie denn überhaupt die Eroberungssucht, unersättlich ist, — liegt zu Tage. Schon in Grenoble schwatzte er davon, daß Belgien wieder zu Frankreich kommen müsse, und für Deutschland habe er einen schönen Plan in petto. Er weiß nähmlich, daß die Elbe eben so viel Tiefe hat, als die Schelde, und daß in ihrer Mündung eine Rhede angelegt werden könne, um eine Flotte aufzunehmen. Der Hafen von Cuxhaven soll denn wie der von Cherbourg umgeschaffen werden, und

Hamburg soll das zweyte Antwerpen werden. Seine Mörser in Hieres werfen 3000 Schritt; durch ein neues Aufgeboth in allen seinen Provinzen will er seine Marine in Stand gesetzt haben, das neue Cherbourg und Antwerpen, sollen in zwey Jahren fertig seyn, und dann soll von der Nordsee ab, Englands Unterjochung ihm ein Leichtes seyn. Bey diesér ungeheuern Riesenarbeit muß denn natürlich Deutschland die größten Lasten tragen, der Elbhandel wird gestört, und das blühende Hamburg ist vernichtet, weil es die Ehre erhält, ein großer militärischer Punct zu werden. Wohl zu merken ist, daß er diesen Plan den Commissarien, welche ihn nach Elba führten, mittheilte. — Auch wird er Deutschland mit der Levée en masse beglücken; ein jeder muß Soldat seyn, er mag können oder nicht, er mag wollen oder nicht. — — — Da nun das Lager seine Hauptstadt werden soll, so muß er dafür sorgen, daß alle Betriebe des Kunstfleißes in den Städten verfallen; um so mehrere Menschen gewinnen die Läger. Ganze Völkerstämme wandern wie Nomaden umher, Buonaparte führt die Zeit des großen Hunnenfürsten zurück, und wir Deutsche werden die Lehmpatzen seyn, mit welchen

er an den Grundpfeilern des großen Gebäudes umher schmiert. Müssen wir daher nicht wünschen, daß er noch recht lange in hohem Wohlseyn sich im Jammer der Nationen mästen möge? —

Buonaparte hält pünctlich Wort. Er versprach in seinem Decret vom 4. April 1815 unbedingt Preßfreyheit. Es ist auch noch niemand seit der Zeit in Frankreich wegen seiner Ungebundenheit im Schreiben verantwortlich gemacht; — — — aber es ist auch noch nichts dort erschienen, was zu einer solchen Verantwortung Veranlassung geben könnte. Alles seitdem Erschienene ist eine getreue Nachbethung seines Willens. Wie weit diese Freyheit geht, ist nicht zu beschreiben, denn das Journal de lèmpire rühmt es sehr hoch, daß sogar schon ein Epitre à Buonaparte erschienen sey. — — — Auch straft er die Schriftsteller nicht, welche, während er die kleine Erhohlungsreise nach Elba machte — — — den eine Erhohlungsreise mußte es ihm wohl seyn, da er den Elbanern sagte, „er sey hierher gekommen, wegen des guten, gesunden Klima's der Insel." — — — so ungeziemend gegen ihn schrieben. Ja, dem Herrn Benjamin Constant, der noch in den letzten Stunden vor Buonaparte's Rückkehr nach Paris so furchtbar gegen ihn loszog, hat er sogar jetzt zum Staatsrath erhoben. — — — Es will aber verlauten, daß diese Schriftsteller von ihm unterrichtet waren,

also zu schreiben, um bis auf den letzten Augenblick die Bourbons zu täuschen. — — — Nur, wenn man sich über seine Person, welche der kleine eitle Mann recht hübsch finden muß, aufhält, das kann er nicht vertragen, und gehörte nicht zu dem Zweck der ihn lästernden Schriften. Daher wurden jene Pamphlets und Schmähschriften noch nach seiner Rückkunft öffentlich in Paris feil gebothen, die Carrikatur-Gemählde aber unterdrückt. Ob man also über seine Moralität, Wortbrüchigkeit, Egoismus spottet, das ist ihm ganz gleich.

Auf Elba spielte Buonaparte den reichen Mann im Anfang. Er ließ 60,000 Franken unter das Volk vertheilen, und um das noch auffallender zu machen, ließ er das Gold erst in Livorno in Silber umsetzen, und in Porto-Ferrajo zur Marktzeit vom Schloß nach der Municipalität durch die Straßen tragen. Nach und nach aber litt er Geldmangel, und mußte versetzen. Denn so kam von Elba im Januar d. J. eine Dame, welche sich für eine Gräfinn Rohan ausgab, nach Maltha, und negocirte bey dem General Maitland, nachdem die dortigen englischen Handelshäuser sich auf das Geschäft nicht hatten einlassen wollen, 1500 Pfund Sterling, wogegen sie Juwelen versetzte, welche noch, zehnmahl mehr werth sind, und die sich jetzt in London befinden. Mit dem Gelde kehrte sie sogleich nach Elba zurück.

Porto-Ferrajo heißt auf deutsch: „der eiserne, der mit Eisen geschlossene Hafen.“ Wer denkt dabey nicht an den eisernen Käfich des Tamerlan, und wer wünscht nicht, daß dieser Hafen eben so fest verschlossen gewesen seyn möge?

Daß mit Hülfe der Jacobiner Buonaparte wieder so schnell und glücklich nach Paris geführt wurde, liegt wohl zu Tage. Beyde Theile mochten sich nun einander gern wieder los seyn, sie nähmlich, weil er ihnen nur Maschine seyn sollte, und ihnen doch sogleich bey seinem Erscheinen wieder über den Kopf wuchs; er hingegen möchte die Jacobiner gern verbannen, weil sie immer mehr ihr Wesen von 1793 her versuchen und treiben. So traf es sich denn oft, daß, wenn ein solcher Trupp aufgeheitzter Stürmer unter seinen Fenstern erschien, und sein „père la violette!“ ihm zurufte, er hervortreten mußte, um sich begaffen zu lassen, wie ein wildes Thier, und nach einigen Verbeugungen, die er macht, dann wieder zurück trat. Im Jahr 1812 und 1813 hätte ein solcher von den Jacobinern in Regung gehaltener Pöbel dem gewaltigen Kaiser einmahl auf diese Art seine Anhänglichkeit vom Volk zeigen sollen ———. Daß die Partey der Jacobiner, welche vor und bey Buonaparte's Rückkehr durch Veilchenblau sich verkündigte, aber schon lange nicht mehr die herrschende, geschweige die einzige war, wird immer deutlicher. Auf einem Pariser Theater trat eine Schau-

spielerinn auf, und glaubte, dem Publicum dadurch zu schmeicheln, daß sie einen großen Strauß von Veilchen vorgesteckt hatte. Allein es war dieses Publicum nicht ein solches, wie bey den Schauspielen des Boulevard sich einfindet, und viele Stimmen riefen wie verabredet: fort mit den Veilchen! Fort mit dem Veilchenblau!

Der Marschall Massena erzählte in Toulon einem der Commissarien, welche Buonaparte nach Elba begleitet hatten, daß unter andern folgender Umstand ihm einen unüberwindlichen Haß gegen diesen Menschen eingeflößt habe. Auf der Jagd nähmlich habe ihm Buonaparte, ob mit Vorsatz oder Versehen, das wolle er auf sich beruhen lassen, ein Auge ausgeschossen. Er habe erst nicht gethan, als ob er es bemerkt hätte, indeß nach der Jagd sey er zu ihm gekommen, und habe ihm zugeflüstert: „es war der Prinz Wilhelm von Preußen, der Ihnen das Auge ausschoß; ich habe es gesehen, daß er es mit Fleiß that. Welch ein schändlicher Streich!“ — — — Prinz Wilhelm und Prinz August Ferdinand von Preußen haben sich bekanntlich lange Zeit in Paris aufgehalten. Nur dieser korsische Buschklepper, der von sich auf andere schließt, konnte sich einbilden, Massena glauben zu machen, ein Prinz aus dem Stamm der Hohenzollern könne das thun!

Im Jahr 1809, wo der französische Kaiser auch in Weimar war, wurde, den hohen Anwesenden zu Ehren, auch eine große Jagd veranstaltet. Die hohen Herrschaften frühstückten, während das Jagdgefolge zurückblieb, in einer sogenannten Laake im Holze zusammen. Diesen Zeitpunct, einen der sichersten, hatte ein wohlgeübter Büchsenschütze, der aber durchaus nicht zum Jagdgefolge gehörte, jedoch aller Schlupfwinkel des Waldes kundig war, sich erwählt, die Welt von diesem Ungeheuer Buonaparte, zu befreyen. In den Eifer für die deutsche Sache hatte bey sich dem Schützen auch Privathaß und Privatrache gemischt, denn im Jahr 1806 hatten die Franzosen auf dem Marsch von Schleitz nach Naumburg ihn selbst, noch mehr aber sein junges Weib gemißhandelt, und ihn rein ausgeplündert. Der Schütze hatte sich so versteckt, und seinen Hinterhalt so gewiß, daß er gar nicht in Gefahr war, und legte daher mit fester Hand an. Eben wollte er abdrücken, da — beugte sich im Wechsel der Rede eine andere Gestalt vor Buonaparte, der bis dahin frank und frey in Schuß gesessen hatte, und ein anderer günstiger Augenblick, fand sich dem Schützen nicht wieder.

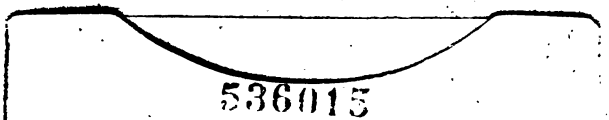
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

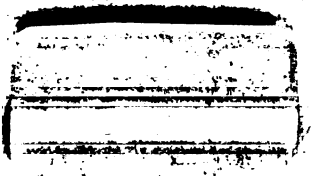
JUN 1 1948

21–100m-9,'47(A5702s16)476

YB 58449



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



2579